

**NACHRICHTEN DER  
GIESSENER  
HOCHSCHULGESELLSCHAFT**

**NEUNUNDZWANZIGSTER  
BAND**



**1960**

**WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN**



**NACHRICHTEN DER  
GIESSENER  
HOCHSCHULGESELLSCHAFT**

**NEUNUNDZWANZIGSTER  
BAND**



**1960**

**WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN**

**Herausgeber des Bandes: Professor Dr. W. E. Ankel**

**Copyright by Wilhelm Schmitz in Gießen  
Auflage 1000 — September 1960**

**von Münchowsche Universitätsdruckerei Wilhelm Schmitz in Gießen**



## Inhaltsverzeichnis

	Seite
W. E. Ankel	
Die Universität Gießen als Spiegel der Welt . . . . .	5
Fr. K. Schumann †	
Erinnerungen an meine Gießener Semester mit Prof. Leopold Cordier . . . . .	18
F. Lenz	
Paul Mombert (1876—1938) . . . . .	25
E. Amburger	
Neue Aufgaben der kulturhistorischen Rußlandforschung . .	30
H. Kuron	
Bodengeschichte . . . . .	40
W. E. Ankel	
Alexander von Humboldt als Persönlichkeit . . . . .	56
C. Schaefer	
Ludwig Bergmann . . . . .	66
W. Rehmann	
Hugo Hepding (1878—1959) zum Gedenken . . . . .	71
H. Glockner	
Harald Lassen † . . . . .	74
K. O. Räker	
Nachruf für Karl Scharrer . . . . .	83
Th. Poser	
Nachruf auf Martin Greiner . . . . .	87
M. Greiner †	
Bert Brecht . . . . .	95
O. Kerber	
Nachruf für Werner Meyer-Barkhausen . . . . .	112
W. Zschietzschmann	
Die Gießener Spitzamphora . . . . .	115
O. Kerber	
Hans Purrmann — zu seinem 80. Geburtstag . . . . .	122
W. Schauder	
Nachruf auf Richard Standfuß . . . . .	126
Berichte usw. . . . .	128



# Die Universität Gießen als Spiegel der Welt

Ansprache des Rektors der Justus Liebig-Universität Gießen,  
Professor Dr. W. E. A n k e l,

anlässlich des Empfanges des Internationalen Advisory Committee der UNESCO  
durch den Senat am 22. April 1959

Meine Herren!

Die 6. Sitzung des „Advisory Committee on Research in the Natural Sciences Programme of UNESCO“ findet auf Einladung der Universität Gießen und des Landes Hessen statt. Ich habe diese Einladung als derzeitiger Rektor am Schluß der 5. Sitzung, am 8. V. 1958, in Moskau ausgesprochen. Das geschah im Sitzungssaal der Russischen Akademie der Wissenschaften, an deren großzügige Gastfreundschaft wir uns noch gerne erinnern. Ich danke daher hier noch einmal Herrn Kollegen Sissakian; ferner auch Herrn Kollegen Thakker, der damals mit seiner Einladung nach New Delhi zurücktrat, um Gießen für das Jahr 1959 den Vortritt zu lassen. Wir hoffen, im Jahre 1960 in New Delhi tagen zu können.

Es erfüllt mich mit großer Freude, daß Sie, meine Herren von der UNESCO, der Einladung der Universität Gießen Folge geleistet haben. Deutsche Universitäten werden repräsentiert und geleitet durch die Versammlung ihrer Professoren, durch den Senat. So findet die Begrüßung der Vertreter der „United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization“ heute hier durch den Senat statt. Der Sprecher des Senats ist der Rektor. Als solcher begrüße ich Sie im Namen des Senats auf das Herzlichste und hoffe, Sie, meine Herren von der UNESCO, möchten hier in Gießen gute Arbeit im Rahmen des International Advisory Committee leisten können, und Sie möchten außerdem die besondere Atmosphäre einer kleinen deutschen Universität kennenlernen und die Erfahrung mitnehmen, wie an einer solchen Universität gelebt und gearbeitet wird.

Ich könnte mir keine bessere Form der Begrüßung für Sie denken als einen Blick auf die Geschichte der Universität Gießen bis zur Gegenwart. Und ich könnte mir keinen besseren Rahmen denken für eine Begrüßung als diesen Saal, in dem die Gesichter und Augen von 72 Gießener früheren Professoren, so wie sonst bei den Senatssitzungen auf uns, so heute auch auf unsere Gäste aus der ganzen Welt herunterschauen.

Diese Männer dort an der Wand haben ein Leben als Aufgabe gehabt, wie wir; sie haben sich denkend um die Rätsel der Welt und das Rätsel des Menschen bemüht — wie wir; sie haben unverlierbare Einsichten gewonnen und sie haben geirrt — wie wir, und von ihnen ist nur geblieben für den zukünftigen Weg der Menschheit, was als Wahrheit der Erkenntnis unzerstörbar ist — nur

dieses wird auch von uns bleiben, d. h. auch unser Anteil wird an der Wahrhaftigkeit gemessen, mit der wir uns um unsere Lebensaufgabe der Forschung und der Lehre bemühen.

Diese These könnte ohne Einschränkung auch für die UNESCO gelten. Wenn aber heute Mitarbeiter der UNESCO vor diesen Männern sitzen, dann wird, bei allen Gemeinsamkeiten im Menschlichen, auch der weite Abstand deutlich, der uns von ihnen trennt. Ich will versuchen, diesen Abstand, der sich in 352 Jahren, seit der Gründung der Universität, gebildet hat, am Beispiel der Geschichte der Gießener Universität zu demonstrieren.

Die Universität Gießen verdankt ihre Entstehung den Kämpfen, die, nach der Reformation, zwischen den Anhängern des calvinistischen und des lutherischen Bekenntnisses geführt wurden. Wie irrelevant finden wir heute Differenzen, derentwegen damals sogar Blut vergossen wurde. Marburg war eine betont lutherische Universität, doch nach einer Teilung des Landes Hessen führte ein hessischer Landgraf die calvinistische Lehre in Marburg mit Gewalt ein — opponierende Professoren wurden abgesetzt. Landgraf Ludwig V. gründete, als eine Reservation des Luthertums, in Gießen zunächst ein Pädagogium, 1605, und dann, 1607, eine Universität, die nach dem Gründer über 300 Jahre Ludoviciana hieß. Die Gießener Universität ist dann bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, bis zum Zeitalter der „Aufklärung“, theologisch bestimmt gewesen. Sie hat ihre Theologische Fakultät erst nach dem letzten Kriege verloren.

Für die junge Ludoviciana war die Welt größer als das Land Hessen, aber doch noch recht klein. Weil sie eine lutherische Universität war, kamen vor allem Studenten aus Norddeutschland, aus den skandinavischen Ländern, aus Kurland und aus Livland zum Studium nach Gießen.

Wie sah es in den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts in der Welt aus? GALILEO GALILEI begründet die Mechanik als Wissenschaft und stellt die wissenschaftliche Wahrheit über die Wahrheit der Bibel. KEPLER erfindet das astronomische Fernrohr und entdeckt die Gesetze der Planetenbewegungen. DESCARTES begründet die analytische Geometrie, der Schotte NAPIR gibt die erste Logarithmentafel heraus. PASCAL erkennt die Abnahme des Luftdruckes mit zunehmender Höhe und baut die erste Rechenmaschine. Er sucht nach einem logisch vertretbaren Glauben und verurteilt den Privatbesitz an Grund und Boden. GUERICKE erfindet die Luftpumpe. Ein Holländer baut ein Unterseeboot mit Torpedo. HARVEY begründet seine Lehre vom großen und kleinen Blutkreislauf. Die Holländer kaufen für 60 Gulden die Insel Manhattan von den Indianern, Sibirien wird bis zum Jenessei russisch, die Stadt Tomsk wird gegründet. RUBENS malt, VELASQUEZ malt, REMBRANDT malt. Preußen entsteht durch den Großen Kurfürsten, OLIVER CROMWELL begründet die Weltmachtstellung Englands, und zehn Jahre nach der Gründung der Universität Gießen beginnt der Dreißigjährige Krieg. Und ein Jahr vor seinem Ende, 1647, gründet

der Schuhmacher FOX die „Gesellschaft der Freunde“, die Gemeinschaft der „Quäker“. In Europa aber verbreitet sich die Benutzung einer Pflanze aus Amerika als Genußmittel, eine Sitte der Indianer, die COLUMBUS vorfand und mitbrachte, das Tabakrauchen.

Sie sehen, meine Herren, die Universität Gießen ist nur ein Sproß aus einem Wurzelgeflecht, das in einer uns, in der Rückschau, fast unheimlich anmutenden Konzentration, bereits alle „Potenzen“, alle Vorbereitungen sozusagen bereit hielt, aus denen dann der Dschungel heranwuchs, so wie er heute ist. Es erscheint gut, sich dieses Bild vor Augen zu stellen. Denn wir wissen, die Gemeinschaft der UNESCO habe ein Ziel, das als schönster Wunschtraum immer vor den Menschen stehen wird, solange es welche gibt auf der Erde: Sie möchten aus dem Dschungel der Welt, in dem jeder ständig vor Raubtieren Angst haben muß, einen Garten machen, in dem alle in Frieden leben könnten. Das müßte möglich sein, wenn wir auch alle wissen, daß die Erde nie ein Garten Eden werden kann. Einen Garten Eden im Sinne der Biologie hat es gegeben, ehe der Mensch kam. Dann aber hat er, in zunehmendem Tempo, das Antlitz der Erde zerstört, solange, bis die Zerstörungen ihm selbst gefährlich wurden. Noch nie in der Geschichte der Menschheit war die Erde so weit davon entfernt, ein Garten für das Leben der Menschen zu sein. Und noch nie haben die Menschen soviel Möglichkeiten gehabt, aus der Erde einen Garten zu machen, wie in unseren Tagen, weil sie noch nie so viel gewußt und noch nie so viel gekonnt haben. Es ist eine Schicksalsfrage, ob die Menschen sich zum gemeinsamen Ziele einer vernünftigen Ordnung der Welt werden einigen können.

Betrachten wir Gießen als einen Spiegel der Welt, die durch die Naturwissenschaften, und dann durch die Anwendung der Naturwissenschaften in der Technik, so entscheidend verändert wurde, so wird das Bild in diesem Spiegel zunehmend deutlicher. Das Bild wird in dem Maße deutlicher, in dem die Tiefenschärfe des Wissens von der Welt zunimmt. Die Tiefenschärfe hat kontinuierlich dadurch zugenommen, daß die von den Naturwissenschaften getragene Technik das Entfernte immer näher gerückt hat. Heute sehen wir von jedem Punkte der Welt, heiße er nun Gießen oder New Delhi, oder wie immer, an praktisch jeden anderen Punkt der Welt, und die Apparatur der „Television“ ist dafür nur ein besonders markantes Beispiel. Da wir so sehr viel mehr sehen, wissen wir sehr viel mehr, und weil wir so viel wissen, müßten wir sehr viel mehr denken. In der Schwierigkeit, ein Equilibre zwischen „Wissen“ und „Denken“ zu schaffen, liegt die ganze Problematik unserer Zeit!

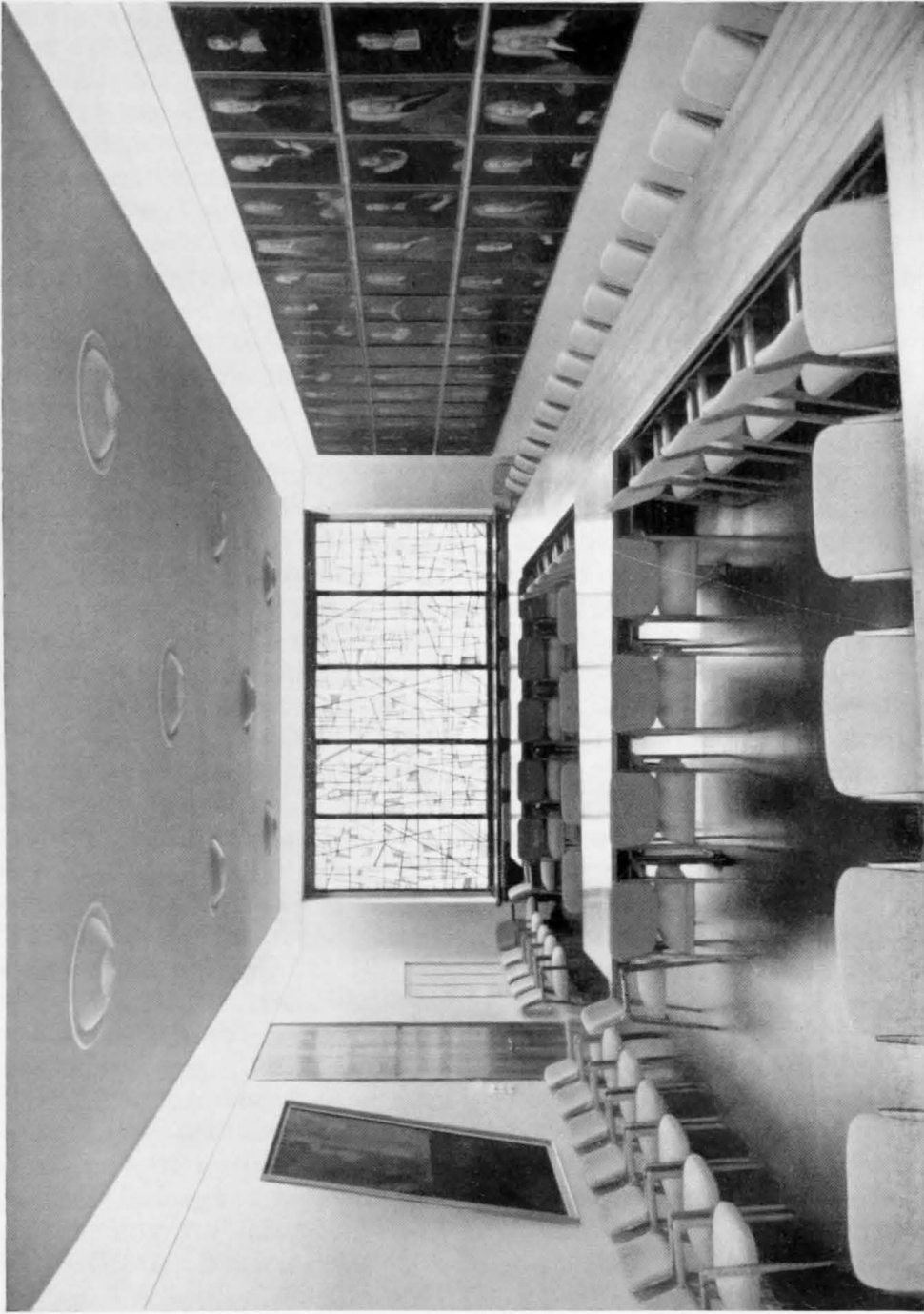
Ein Spiegel der Welt zu sein, damit über die Welt gedacht werden könne, das ist die eine Aufgabe der Universität. Die andere, größere, wichtigere Aufgabe besteht darin, aus der Spannung, die zwischen Wissen und Denken entsteht, eigene Strahlen zu erzeugen und zu senden. Auch nach solchen Strahlen wollen wir

Ausschau halten, wir wollen Gießen nach Reflektion und Radiation prüfen.

Das kann nur an Beispielen und mit einer gewissen Simplifikation geschehen. Hundert Jahre nach der Gründung der Universität Gießen, um 1707 herum, finden wir Gießen immer noch theologisch bestimmt. Während HALLEY zum ersten Male die Bahn eines Kometen berechnet, NEWTON grundlegende Gesetze der Optik findet und die Eigenbewegung der Fixsterne beweist, FAHRENHEIT das Quecksilberthermometer baut, LEIBNIZ die Nomadenlehre schreibt und die Preußische Armee den Gleichschritt einführt, findet der Pietismus in Gießen seine erste akademische Pflegestätte. Dann schlägt das Pendel nach der anderen Seite: Der Pietismus wird durch eine starre Orthodoxie der Theologie-Professoren abgelöst, mit der sie die Studenten vertreiben. Die Juristen aber studieren nach wie vor „beide Rechte“, das weltliche und das kanonische Recht.

Ein Umschwung kommt mit den letzten 30 Jahren des 18. Jahrhunderts. Es ist die Zeit, in der VOLTAIRES „Vernünftige Schrift über Gott und die Menschen“ und NIKOLAIS „Allgemeine deutsche Bibliothek“ erscheinen — das Zeitalter der Aufklärung. Die Gießener Universität macht große Schritte in Richtung auf die Universalität durch die Verbreiterung in der Vertretung der Gebiete. 1777 wird zu den 4 klassischen Fakultäten, der Theologischen, der Philosophischen, der Medizinischen und der Juristischen Fakultät, eine fünfte, eine sogenannte „Ökonomische Fakultät“ gegründet, die später mit der Philosophischen wieder vereinigt wurde. Das Spektrum der Fachgebiete ist um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert von einer beachtlichen Breite. Neben den klassischen Fächern werden Forstwissenschaft, Militärwissenschaft, Architektur, Ökonomie, Mathematik, Chemie, Pharmazie und Tierarzneikunde gelesen. Von 1790 an wird der philosophische Dokortitel verliehen. Wir verzeichnen diese Zunahme der Universalität als ein Symptom der Zeit, ohne freilich Wirkungen nachweisen zu können, die Gießen damals zur Weltentwicklung in Beziehung gesetzt hätten. Von Humanitas ist nicht viel zu spüren. In den Jahren, in denen LAVOISIER die Verbrennung als Oxydation erkannte und in Nordamerika die unveräußerlichen Menschenrechte verkündet wurden, wurde in Deutschland noch eine Frau als Hexe hingerichtet; doch war es das letzte Mal. Die Schilderungen des Magisters LAUKHARD über das wilde, landsknechtsmäßige Studentenleben, wie es sich in der kleinen, engen und schmutzigen Stadt abspielte, sind vielleicht etwas übertrieben. Aber Goethes Freund Merck verließ die Stadt, in der mit Goethes Worten „die akademischen Bürger sich in der tiefsten Rohheit gefielen“. Goethe selbst, der damals in Wetzlar am Reichskammergericht arbeitete, fand das Schauspiel in seiner Drastik eher amüsant, hat aber von Wetzlar aus nur einige Besuche der Stadt gemacht, in der sein Vater zum Dr. juris utriusque promoviert worden war.

Man kann die Anzeichen der Primitivität, des landstädtischen,



Großer Senatssaal





ja dörflichen Charakters der Stadt noch bis ins 19. Jahrhundert verfolgen, und es sei nur erwähnt, daß noch vor hundert Jahren die Vorlesungen an der Universität ausfielen, wenn das Rindvieh nach dem Winter zum ersten Male auf die Weide getrieben wurde. Im 19. Jahrhundert aber vollzieht sich der Wandel Gießens zu einer echten Bürgerstadt. Das äußere Kennzeichen ist der Stil des Klassizismus. Vor der Zerstörung der Stadt im letzten Kriege war ihr Bild durch mittelalterliche Fachwerkbauten und durch nüchterne Bürgerwohnhäuser bestimmt. Es entstanden behagliche Wohnungen, in ihnen Gelehrtenstuben. Mit dem Laboratorium LIEBIGS aber entstand das erste naturwissenschaftliche Laboratorium der Welt! Die naturwissenschaftlich-analytische Arbeit in Gießen begann in einem klassizistischen Gebäude: Das Laboratorium LIEBIGS hat die Fassade eines griechischen Tempels! Es ist mindestens ein freundlicher Zufall, wenn das Signet der UNESCO so aussieht, als sei es nach der Fassade von LIEBIGS Laboratorium entworfen!

Denn von diesem Tempel, der einmal frei auf einer Anhöhe über Gießen stand — jetzt steht er eingeklemmt zwischen lärmende Straßen, aber erhalten durch eine freundliche Fügung zwischen Trümmern —, von diesem Tempel ging eine Wirkung aus, die die Welt verändert hat. Verändert nicht durch Zerstörung und Vernichtung zum Elend, sondern zum Wohle der Menschheit: Die Erde ist fruchtbarer geworden; sie schenkt den Menschen mehr Nahrung als je zuvor, weil JUSTUS LIEBIG, nachdem er analytisch die Grundlagen über die Ernährung der organischen Wesen auf der Erde geschaffen, zugleich den Weg zu der Anwendung dieser Erkenntnis auf die Agrarkultur der Welt gewiesen hat. Könnten wir die Wirkungen aus der Entwicklung der Welt herausnehmen, die von dem kleinen Tempel der Naturwissenschaft auf dem Seltersberg in Gießen ausgegangen sind, die Welt sähe anders aus, und MALTHUS hätte sicher recht behalten mit seiner These, die Vermehrung der Bevölkerung der Welt erfolge rascher als die Erzeugung der notwendigen Nahrungsmittel. Eine der zentralen Aufgaben der UNESCO ist es, diese Proportion zwischen der Bevölkerungsdichte und der Nahrungsproduktion der Welt zu beobachten und, nach Möglichkeit, zu lenken. Wenn es im Arbeitsprogramm der UNESCO für Gießen heißt: „The UNITED NATIONS should stimulate and encourage further the general direction of scientific research towards the peaceful ends of economic progress and human welfare“, so können wir LIEBIG mit seinen konstruktiven Vorschlägen für eine wissenschaftlich begründete „Agriculture in the world“ mit bestem Recht als einen Vorläufer der UNESCO bezeichnen.

Eine Veränderung der Welt ist damit nachweislich von einer einzigen Persönlichkeit ausgegangen, und außerdem wird die Untrennbarkeit von reiner und angewandter Forschung deutlich. Wir können noch einen führenden Naturwissenschaftler des vorigen Jahrhunderts in der Kausalkette nennen: ALEXANDER VON HUMBOLDT war es, der die besondere Qualität des jungen Chemikers

LIEBIG erkannte und der die auch damals sensationelle Berufung eines 21jährigen als Extraordinarius der Chemie nach Gießen durchsetzte.

Gegenüber der Epoche in der Weltentwicklung, die mit LIEBIG von Gießen aus begann, treten die anderen Auswirkungen der Universität Gießen auf die Welt an Sichtbarkeit, keineswegs aber an Bedeutung zurück. Gießen war zwar eine der kleinsten Universitäten — die Zahl von 1000 Studenten wurde im Jahre 1901 sehr gefeiert —, aber sie war in der Welt bekannt durch die Qualität ihrer Professoren und ihrer Leistungen. Man könnte von vielen Beispielen naturwissenschaftlichen Pioniertums und von feinen Blüten der Geisteswissenschaften und der Philosophie berichten, die an der Universität Gießen vor allem im 19. Jahrhundert entstanden sind. Aus dem 20. Jahrhundert möchte ich nur das Beispiel nennen, daß drei Gießener Professoren der Physik, RÖNTGEN, WIEN, BOTHE, später Nobelpreisträger wurden. Ich darf Sie im übrigen auf die Festschrift zum 350jährigen Jubiläum der Universität verweisen.

Die Universität Gießen als Spiegel des 19. Jahrhunderts zeigt das überlagernde Symptom, daß die durch LIEBIG beispielhaften Erfolge der induktiven Forschung einen grenzenlosen Optimismus für den Fortschritt nährten. Und der Fortschritt wurde mit dem Glück der Menschheit unbedenklich identifiziert. Hätte man LIEBIG zu seinen Lebzeiten sagen können, daß sein Laboratorium als ein Denkmal seiner Leistungen noch 100 Jahre später von Besuchern aus aller Welt verehrt werden würde, er hätte gegen eine Inschrift auf der Front der Tempelfassade dieses Gebäudes: „Rerum cognoscere causas“ gewiß nichts einzuwenden gehabt. Nichts anderes hat er gemeint mit seiner Prophezeiung in seiner großen Rede aus dem Jahre 1866 über „Die Entwicklung der Ideen in der Naturwissenschaft“, in der es heißt:

„Die Geschichte der Völker gibt uns Kunde von den ohnmächtigen Bemühungen der politischen und kirchlichen Gewalten um die Erhaltung des körperlichen und geistigen Sklaventums der Menschen; die künftige Geschichte wird die Siege der Freiheit beschreiben, welche die Menschen durch die Erforschung des Grundes der Dinge und der Wahrheit errangen; Sieg mit Waffen, an denen kein Blut klebt, und in einem Kampf, in welchem Moral und Religion sich nur als schwache Bundesgenossen beteiligten.“

Wir haben es, zurückblickend, leicht festzustellen, daß LIEBIGS Formel einer stolzen Hoffnung bereits die Formel der kommenden Katastrophen war, weil er glaubte, für den zukünftigen Weg der Menschheit auf die Bundesgenossen der Moral und der Religion verzichten zu können. Das 20. Jahrhundert wurde ein unmenschliches Jahrhundert, weil die Menschen die ethisch-moralischen Kräfte nicht in sich vorfanden, die notwendig gewesen wären, um die rationalen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts für die Menschen zu bewältigen, d. h. zu humanisieren.

Es gab im Gießen des 19. Jahrhunderts das subjektive Glück der Gelehrten an einer kleinen, bürgerlich bequemen und ruhigen Stadt und den Stolz auf das Aufblühen der Universität und aller Universitäten. Glück und Stolz aber müssen von uns heute, ebenfalls retrospektiv, als ein „Noch-nicht-verstehen-können“ gedeutet werden. Die Kluft zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft öffnete sich nur langsam, und man war lange geneigt, sich über den Graben hinweg fröhlich zu verspotten: man sah den Abgrund nicht, der da entstand. Der Boden, auf dem die Menschheit sicher zu stehen glaubte, war schon überall wankend geworden, doch wurden die Symptome als Störungen, nicht als Warnungen empfunden. An Hand der Gießener Universitätsgeschichte bis 1914 ließe sich viel sagen über zwei Epizentren des Erdbebens, über die demokratische und soziale Bewegung und über den Nationalismus. Auch hier ist der Einfluß führender Persönlichkeiten festzustellen; außerdem wird ein spezifischer *genius loci* erkennbar.

Es gab im Gießener Bürgertum immer eine deutliche demokratische, liberale und tolerante Grundhaltung. Ein Feuerkopf, der erste Zoologe an der Gießener Universität, CARL VOGT, hat zu gegebener Zeit diese Anschauungen revolutionär aktiviert. Im Revolutionsjahr 1848 setzte er sich an die Spitze der Gießener Bürgerwehr, und in ihr marschierte auch CARL VOGTS Lehrer, JUSTUS LIEBIG, mit, dessen epochales Buch „Organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ 1840 erschienen war. Damals waren die studentischen Korporationen, die Burschenschaften vor allem, die Träger der revolutionären demokratischen und freiheitlichen Ideen. Sie wurden deshalb ständig auf das Schärfste bewacht und verfolgt von den Universitätsbehörden. CARL VOGT mußte wegen seiner politischen Tätigkeit fliehen und vollendete sein Studium in Bern. 1848 wurde er dann ein sehr temperamentvolles Mitglied des Frankfurter Parlaments in der Paulskirche und mußte abermals fliehen, als dieses aufgelöst wurde. 1849 wurde er von der hessischen Regierung aus seinem Amt entlassen. Auch CARL VOGT schreibt eine Prophezeiung:

„Eine neue Erhebung des Volkes wird und muß kommen... Diese Erhebung gegenüber der Verbrüderung des Despotismus in allen Staaten wird sich erinnern, daß auch die Freiheitspartei aller Ländern sich innig verketteten und verbrüdern muß, wenn sie die gemeinsamen Ketten sprengen soll, welche das Jahr 1848 schüttelte, das Jahr 1849 aber nur um so fester anzog. Stemmen wir uns, damit sie springen!“

CARL VOGT wurde dann Professor der Zoologie in Genf, ein streitbarer Vertreter nicht nur konsequent liberaler, demokratischer Anschauungen, sondern zugleich eines konsequenten naturwissenschaftlich begründeten Materialismus. Durch diese Kombination ist er eine beispielhafte Figur des 19. Jahrhunderts geworden, und in dieser Kombination liegt eine der Voraussetzungen für das

Wesen des 20. Jahrhunderts. Wir wissen nicht, wie dieses Jahrhundert sich gestaltet hätte, wenn diese Kombination sich als tragende Idee erhalten hätte. Soviel aber ist sicher, daß Männer wie JUSTUS LIEBIG und CARL VOGT einen brennenden Glauben hatten, es ließen sich aus den unbegrenzten Möglichkeiten des „rerum cognoscere causas“ die Waffen schmieden, mit denen die Menschenrechte auf der ganzen Welt verteidigt werden könnten. Damit hatten diese Männer, wenn sie auch die Religionen verschmähten, doch ein hohes und beispielhaftes Ethos der Humanität, sie waren sozusagen idealistische Materialisten. Wenn überhaupt ein Ethos besteht, das die Humanisierung der ungeheuren Kräfte aus den Naturwissenschaften als seine Aufgabe ansieht, dann bleibt allein die schicksalsschwere Frage nach den Kräften, die dieses Ethos hat. Wenn aber das Ethos verdrängt wird, dann wird der Teufel der Monarch der Welt, weil die Technik ohne Hemmungen gegen die Menschenrechte verwendbar ist. Der Sieg des Teufels begann, als der Nationalismus das Ethos der Humanität verdrängte. Vom Humanen her gesehen ist der Nationalismus kein Ethos, aber er wurde als ethische Maske verwendet.

Über dieses Geschehen, auf dessen Trümmern die UNESCO ihre Arbeit begann, muß ich Ihnen nichts sagen — wir alle wissen genug davon. Man kann auch diese Entwicklung solange im Spiegel der Universität Gießen beobachten, bis diese Entwicklung den Spiegel zerbrach.

Der Spiegel zerbrach nicht erst im Dezember 1944, als diese Stadt und mit ihr die meisten Gebäude der Universität zerstört wurden, sondern schon im Jahre 1933, als man begann, die Professoren auf ihre Rasse und politische Gesinnung hin zu untersuchen und zu selektionieren. Die Rassenlehre war der Paroxysmus des Nationalismus und die Universität war von Stund an nur noch eine Fiktion, weil ihre Idee negiert wurde. Die Idee, die Universitäten seien zwar nationale Gründungen, hätten aber gerade als solche die Verantwortung für ein übernationales geistiges Imperium, war freilich schon geschwächt, denn die Kapitulation erfolgte rasch. Mit ihr wurde die letzte Periode eines guten Gedeihens beendet, die die Universität Gießen ebenso wie die anderen deutschen Universitäten zwischen den beiden Weltkriegen hatten.

Ich nenne zwei Tatsachen, um zu kennzeichnen, wie radikal die Änderungen waren, die sich in gut hundert Jahren vollzogen haben: ALEXANDER VON HUMBOLDT lebte und arbeitete von 1808 bis 1832 in Paris und niemand fand etwas Besonderes dabei. Deutscher und europäischer, ja internationaler Wissenschaftler, das konnte damals identisch sein. ALEXANDER VON HUMBOLDT, als ein Beispiel für seine Zeitgenossen, hielt das Wissen von den natürlichen Gegebenheiten in der Welt für international verbindlich und fand in dieser Überzeugung die Basis seines Kampfes gegen die Missionierung und die Sklaverei. Er hätte gelacht, wenn zu seinen Zeiten ein Buch über „Deutsche Physik“ erschienen wäre. Ein Buch mit diesem Titel wurde in den Jahren 1936—1937 publiziert. Auch die meisten

deutschen Professoren haben darüber gelacht. Aber sie konnten nur heimlich darüber lachen.

Es war ein bitteres Lachen, aber es ist ein Symptom, daß es dieses Lachen noch gab. Es zeigt, daß die Idee der Universität zwar unterdrückt war, daß sie aber lebte. Wir wissen von vielen Situationen in der Welt, in denen der Widerstand des Geistes ein stiller Widerstand werden muß. Auch in Deutschland, nicht zuletzt an den deutschen Universitäten, gab es einen stillen, aber zähen Widerstand. Das Feuer der Idee der Humanitas wurde unter der Asche gehütet. Es glühte noch, als das Ende des Krieges kam, ja uns will scheinen, als hätte es nie so heiß gebrannt, als zwischen Ruinen, bei Hunger und unter einem zunächst harten Okkupationsregime. Unser Mut zu einem neuen Beginn aber wurde entscheidend gestärkt durch eine beglückende Erfahrung, die mit dem ersten Brief begann, der uns erreichte: Die übernationale Brüderschaft der Wissenschaftler auf der Welt war nach dem bisher mörderischsten Krieg auf der Welt unversehrt geblieben. Wir waren jetzt Brüder in Not, uns wurde geholfen. Nach den beglückenden Erfahrungen von damals möchte ich sagen: Es gibt kein Netz menschlicher Bindungen und menschlicher Verantwortungen auf der Welt, das so fest wäre wie die Beziehungen der Wissenschaftler untereinander. Dieses Netz wird durch persönliche Kontakte und durch Freundschaften geknüpft. Dieses Netz ist die Basis und zugleich die ständig neue Aufgabe der UNESCO. Ich wünschte, auch diese Tagung hier in Gießen trüge zu seiner Festigung bei.

Nach dem Kriege waren die Stadt Gießen und ihre Universität ein Trümmerhaufen, aber auch hier fanden sich Träger der Idee, die mit viel Mut sofort mit der Regeneration beginnen wollten. Wenn die materiellen Voraussetzungen fehlen, wenn Improvisationen nötig sind, zeigt sich das Primat des Geistes. Doch weder der Mut der lebenden Professoren, noch die Leistungen der vielen, deren Porträts hier an der Wand hängen, wurden beachtet. Die administrativen Gremien hatten weniger Mut als die Professoren und verweigerten ihnen die organisatorischen und materiellen Voraussetzungen für ihre Arbeit: Die Universität Gießen wurde als einzige unter den deutschen Universitäten nicht wieder eröffnet!

Wenn Sie, meine Herren von der UNESCO, nach diesen Tagen in Gießen in ihren Ländern berichten können, Sie hätten hier eine kleine, noch in der Entwicklung begriffene, aber aktive und moderne deutsche Universität kennengelernt, so nennen Sie dabei nicht nur den der Welt schon bekannten Namen JUSTUS LIEBIG, sondern Sie verkünden noch einmal die Auswirkung seines Lebenswerkes. Denn die Geschichte der Landwirtschaftlichen Fakultät in Gießen ist eine Geschichte der Hingabe an den von LIEBIG hinterlassenen Auftrag: Durch wissenschaftliche Forschung die Voraussetzungen zu schaffen für die Verbesserung und Sicherung der Ernährung der Menschen auf der Welt.

Sie wissen, welche Fortschritte in den wissenschaftlichen Grundlagen für diese Aufgabe seit LIEBIG gemacht worden sind, nicht

nur auf dem Gebiete der Agrikulturchemie, sondern, nach dem Aufblühen der Genetik, auch auf dem Gebiete der Pflanzen- und Tierzüchtung. Die Landwirtschaftliche Fakultät in Gießen ist mit führenden Arbeiten an dieser Entwicklung beteiligt. Man hat mit Recht ihre Aufgaben gerade nach dem Ende des Krieges für so fundamental wichtig gehalten, daß man, als ein Rudiment der alten Universität, die Landwirtschaftliche Fakultät mit ihren Versuchsgütern bestehen ließ. Erhalten blieb auch die Veterinär-Medizinische Fakultät, deren Aufgaben mit denen der Landwirtschaftlichen Fakultät in sinnvollem Zusammenhang stehen. Die frühere Medizinische Fakultät wurde in eine Medizinische Akademie verwandelt und sollte auf der Basis der großen Gießener Kliniken vor allem der Fortbildung von Ärzten dienen. Schließlich gab es noch eine Naturwissenschaftliche Fakultät, doch konnte man diese nur als rudimentär bezeichnen wegen des schlechten Zustandes ihrer Institute und des Fehlens wichtiger Lehrstühle. Die Theologische, die Juristische, die Philosophische Fakultät gab es nicht mehr, und damit waren diejenigen Fakultäten verschwunden, die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts fast allein das Gesicht und das Ansehen der Gießener Universität bestimmt hatten und denen die meisten der Professoren angehörten, die hier von der Wand auf uns herabschauen. Diese Professoren hätten, wären sie noch am Leben gewesen, mit Zorn festgestellt, daß die Gießener Hochschule keine Universität mehr war, weil sie ihre Universalität verloren hatte. Wir lebenden Professoren aber mußten mit dem gleichen Zorn feststellen, daß auch die Justus Liebig-Hochschule, die aus den 4 gekennzeichneten Komponenten im Jahre 1950 durch ein Gesetz konstituiert wurde, ihren Namen nicht mit Recht trug. Denn diese Hochschule war schwach, genau an der Stelle der Konstruktion, die besonders stark hätte sein müssen, wenn wir dem Beispiel LIEBIGS hätten folgen wollen. Um durch chemische, physikalische und biologische Forschungen neue Wege der Nahrungsproduktion in der Welt zeigen zu können, hätte diese Hochschule eine Naturwissenschaftliche Fakultät von internationalem Standard haben müssen. Gerade diese Fakultät lag aber, gewiß nicht durch ihre Professoren, sondern durch ihre materielle Schwäche weit hinter dem Weltstandard zurück.

Wenn wir heute sagen können, die Universität Gießen beginne sich wieder einzufügen in die vorderste Front der naturwissenschaftlich-biologischen Wissenschaft der Welt, so ist das allein den Gießener Professoren zu verdanken, die keine Resignation kannten, sondern die richtigen Ziele sahen und für sie gekämpft haben. Der Ausdruck „kämpfen“ ist nicht übertrieben; ich könnte Ihnen an Einzelschicksalen beweisen, daß er berechtigt ist.

Im Ergebnis dieses Kampfes hat die Universität Gießen heute unter den deutschen Universitäten eine singuläre Position durch ihren Schwerpunkt in den naturwissenschaftlich-biologischen Fachgebieten. Als einzige Universität hat sie die Kombination der angewandt-biologischen Fächer Landwirtschaft-Veterinärmedizin-Hu-

manmedizin. Alle diese Fakultäten setzen die Tradition LIEBIGS fort, die Wohlfahrt der Menschen auf der Welt zu fördern durch die Erforschung ihrer Lebensgrundlagen mit den modernsten und besten Mitteln, die die Naturwissenschaften liefern können. Ich erwähne im Bereich der angewandten biologischen Fächer, außer den traditionellen, die Agrikulturchemie, die Pflanzen- und Tierernährung, die Bodenkunde, ich nenne die Tier- und Pflanzenzüchtung, die landwirtschaftliche Technik und Organisation, die Seuchen-, Parasiten- und Schädlingskunde, und ich erwähne besonders, daß die Universität Gießen als einzige in Deutschland ein Institut für Ernährungskunde hat.

Die Naturwissenschaftliche Fakultät ist heute wieder imstande, für alle diese Arbeiten die Grundlagen zu liefern, weil sie nicht mehr, wie in den zurückliegenden Jahren, eine Hilfsfakultät ist, sondern ein Organismus, der durch Selbständigkeit lebt und aus eigener Kraft eine tragende Basis der angewandten Fachgebiete sein kann. Auch die traditionellen Fächer der Naturwissenschaftlichen Fakultät sind jetzt modern, und für neue Forschungsgebiete sind in den nächsten Jahren Erweiterungen zu erwarten. Ich erwähne vor allem, daß für die bei der Gießener Physik traditionelle Erforschung der Strahlen — RÖNTGEN war hier Professor, wenn er auch die X-Strahlen erst in Würzburg entdeckte — daß für die Strahlenkunde ein neues Zentrum geschaffen werden soll. Dieses „Strahlenzentrum“ wird alle naturwissenschaftlichen Fakultäten miteinander verbinden, denn es wird nicht nur der physikalischen Forschung, sondern auch der experimentellen Biologie und der medizinischen Therapeutik dienen.

Die Justus Liebig-Universität verdient also heute wieder den Namen von JUSTUS LIEBIG, aber sie verdient noch nicht mit vollem Recht den Namen Universität. Nicht wegen des Mangels an Universalität — diese ist für alle Universitäten heute unrealisierbar geworden — sondern wegen des Mangels dessen, was man früher sehr treffend die „Humaniora“ nannte. Die Gießener Hochschule ist solange noch keine Universität, solange sie noch einer Philosophischen Fakultät entbehrt.

Solange man glaubt, ein Aggregat von analytischen und praktischen Fakultäten der Naturwissenschaft sei eine Universität, solange manifestiert und legalisiert man den entscheidenden Fehler, den wir in der Prophezeiung von LIEBIG fanden: Es ist ein verhängnisvoller Fehler zu glauben, der Kampf, den wir mit Hilfe der Naturwissenschaften für die Zukunft der Menschen auf der Erde führen wollen, könne ohne die Bundesgenossen der Religion und der Moral, könne ohne ein echtes Ethos geführt werden. Wir können ein solches Ethos nicht konstruieren, wir können nur hoffen, daß es in den Seelen der Menschen entsteht. Dieses Ethos der Zukunft muß größer, umfassender, stärker sein als alles, was es bisher an Religion und Moral in der Menschheit gab, denn noch nie in der tellurischen Geschichte war der Mensch durch seine eigenen Werke so gefährdet, wie er es heute ist. Wenn wir dieses neue

Ethos nicht konstruieren können, so müssen wir doch alles tun, um die Keime zu fördern und zu schützen, die es dafür gibt. Die UNESCO meint die Pflege dieser Keime mit ihrem Internationalen Erziehungsprogramm. An den Universitäten aber muß es ein Zentrum der Synthese geben, das eben durch diese Synthese auch das Zentrum der Erziehung ist. Das Thema dieses Zentrums ist nicht die leibliche, sondern die geistig-seelische Existenz des Menschen. Sprache, Literatur, Geschichte, Philosophie, Religion sind Manifestationen der geistig-seelischen Existenz des Menschen. Auch sie werden getragen vom Grundphänomen der Welt, vom Leben. Aber sie sind ihrem Wesen nach nicht faßbar mit den Methoden der naturwissenschaftlichen Analyse. Diese führt uns nur bis an die Grenzen einer zweiten Schicht der Existenz des Menschen. Aber es sind eben diese Grenzen, die beweisen, daß es diese zweite Schicht gibt. In dieser Schicht liegen die Voraussetzungen für die Freiheit und die Würde des Menschen.

Das ist Philosophie, aber eine Philosophie, deren prinzipielle Alternative von vielen Menschen auf der Welt anerkannt wird. Auch wenn diese Philosophie nur eine persönliche Confessio sein sollte, so werden Sie doch verstehen, wie sehr ich mich als Rektor der Universität Gießen freue, wenn ich Ihnen dieses sagen kann: Wir wissen seit kurzem, daß die Universität Gießen in den nächsten Jahren auch eine Philosophische Fakultät erhalten wird. Dann, aber auch erst dann, wird sie den Titel Universität zu Recht tragen. Es wird Sie außerdem interessieren zu erfahren, daß dieser Universität in den nächsten Jahren eine Hochschule für Erziehung angegliedert werden soll.

Meine Herren von der UNESCO! Hier in diesem Saale, in dem sowohl die Tradition wie die Modernität symbolisch vertreten sind, heißen wir Sie noch einmal auf das Herzlichste willkommen! Wir sind Professoren und fühlen uns, ebenso wie Sie, verantwortlich für die Wahrheit der Erkenntnis und die Wahrheit der Lehre. Wir sind deutsche Professoren. Wir fühlen uns, ebenso wie Sie, verantwortlich für unsere Nation. Wir fühlen uns zugleich, ebenso wie Sie, verantwortlich für die Freiheit und die Würde aller Menschen. Was können wir tun, um diesen hohen Zielen gerecht zu werden? Mit dem guten Willen allein ist es nicht getan, es muß ein brennender Wille sein.

Wenn wir in diesen Tagen für die leibliche Wohlfahrt der Menschen über die Kultivierung der „Arid zones“ in der Welt uns beraten, so sollten wir nicht vergessen, daß diese Arbeit nutzlos ist, wenn wir nicht die „Arid zones“ in den Seelen der Menschen beseitigen. Gegen diese „Arid zones“ in den Seelen der Menschen sollte sich unser brennender Wille, unser geistiger Kampf richten, d. h. gegen die Gleichgültigkeit, die Kontaktlosigkeit, die Satttheit, die Trägheit, die nationalen Vorurteile, die Selbstüberschätzung und die Intoleranz.

Wir werden die Welt nicht wesentlich ändern mit dem, was in der Sportschule Grünberg in diesen Tagen besprochen wird. Aber



wir möchten doch hoffen: Diese Konferenz des I. A. C. möge mehr sein, als eine der viel zu vielen Konferenzen, die heute auf der Welt abgehalten werden.

Diese Rede wäre nicht die Rede eines deutschen Professors, wenn sie nicht mit einem Goethe-Zitat schlosse. Gestatten Sie mir also, daß ich unseren Optimismus und das Gefühl unserer Brüderschaft stärke mit dem ersten Vers des seltsam hintergründigen Gedichtes, das Goethe mit „Die Geheimnisse“ überschrieb und das er dann später gelegentlich als die Geschichte eines Bundes interpretierte, der sich das hohe Ziel des Humanen als Sinn einer Brüderschaft gesetzt hatte:

„Ein wunderbares Lied ist euch bereitet;  
Vernehmt es gern und jeden ruft herbei!  
Durch Berg' und Täler ist der Weg geleitet;  
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei,  
Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet,  
So denket nicht, daß es ein Irrtum sei;  
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,  
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.“

## **Erinnerungen an meine Gießener Semester mit Prof. Leopold Cordier**

Vortrag — gehalten vor dem Verein für Hessische Kirchengeschichte  
am 16. Oktober 1957 in der Universität Gießen <sup>1)</sup>

Für die heutige Gedächtnisstunde war zuerst an mich die Bitte ergangen, das Thema „Leopold Cordier als akademischer Lehrer“ zu behandeln. Für dieses Thema mußte ich mich nach kurzer Überlegung als unzuständig erklären. Zwar habe ich in den Jahren 1929 bis 1932 mit Cordier in der damaligen theologischen Fakultät Gießen zusammen gewirkt. Aber wir Professoren lernen uns innerhalb unserer Fakultät zwar als Kollegen, als Forscher und Gelehrte und in der Regel doch wohl auch als Menschen kennen, meistens aber gerade nicht als akademische Lehrer. Für die Behandlung dieses Themas mußte also eher ein Hörer und Schüler, als ein Fakultätskollege Cordiers zuständig sein. Wohl aber schien es mir eine lohnende und lockende Aufgabe, einige Erinnerungen an meine gemeinsam mit Cordier verbrachten Gießener Jahre darzubieten. Es war ja damals in der theologischen Fakultät die Zeit eines Neuanfangs mit allen Reizen und allem Zauber, freilich auch mit allen Gefahren eines solchen. Und wenn auf jenen Jahren für die, die sie gemeinsam erleben durften, ein unvergleichliches Leuchten liegt, so ist das doch wohl mehr als nur die Verklärung der Erinnerung an vergangene Jugendjahre. Es war damals ein Neuanfang inmitten einer im großen und ganzen noch ungebrochenen akademischen Kontinuität, noch ehe die angstvolle Verwandlung der Welt durchbrach, unter der wir heute leiden und die wohl nicht mehr von uns genommen werden kann. Diese seither geschehene Verwandlung der gesamten Menschenwelt in eine durch sich selbst in ihrer Existenz bedrohte Welt soll bei diesen Erinnerungen uns ständig mit gegenwärtig sein. Auch in dieser, in einer neuen, bisher unerhörten Weise bedrohten Welt ist es uns auferlegt, sie verstehend zu durchdringen, und wir können uns dem nicht entziehen, es sei denn unter Preisgabe unseres Menschseins. So sollen diese Erinnerungen nicht eine angenehme Flucht in eine versunkene Vergangenheit sein, sondern sie sollen beitragen zu dem uns auferlegten Verständnis unserer notvollen Gegenwart.

---

<sup>1)</sup> Herr D. Dr. Friedrich Karl Schumann, o. ö. Professor em. Münster, ist am 21. Mai 1960 verstorben. Dieser in Gießen, der Stätte seines ehemaligen Wirkens (1929—1932) gehaltene Vortrag gilt nunmehr auch seinem Gedächtnis und scheint uns besonders dafür geeignet — nichts kennzeichnet einen Menschen besser als die Art, wie er einer anderen Persönlichkeit gerecht zu werden sucht. Schumann nannte seine Würdigung Cordiers, als er sie uns darbot, eine Meditation. Seinen Hörern, die er mit Herz und Sprache ergriff, und vielen Freunden der alten Ludoviciana wird es lieb sein, zu ihr und damit zu ihm einen Zugang im Lesbaren zu behalten. (RED.)

## I.

Die Geschichte der Theologischen Fakultät Gießen im 19. Jahrhundert stellt eine Kurve mit einem ungewöhnlichen Wechsel der Maxima und Minima dar. So war besonders im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts Bedeutung und Zugkraft der Fakultät sehr gesunken. Das wurde dann mit einem Schlag anders durch die vielbewunderte Reorganisation der Fakultät, die der Alttestamentler *Stade* 1878 bis 1882 durchführte. Durch sie wurden Forscher von so hohem Rang wie *Emil Schürer*, *Adolf Harnack* — der in Gießen seine große Dogmengeschichte begann und zu einem großen Teil vollendete —, *Karl Müller*, *Ferdinand Kattenbusch*, *Gustav Krüger* und später *Hermann Gunkel*, *Gustav Hölscher*, *Hans Schmidt*, *Wilhelm Bousset* und *Rudolf Bultmann* hier vereinigt. Ihre Forscher- und Lehrtätigkeit ließ den Namen der Gießener Fakultät weit über die deutschen Grenzen hinaus leuchten. Seit Beginn der zwanziger Jahre des neuen Jahrhunderts begann durch Tod, Emeritierungen und Wegberufungen diese Blüte zu welken. Und wieder mußte innerhalb weniger Jahre die ganze Fakultät — nach einem Frequenzminimum von 33 Studenten — neu besetzt werden. Von der älteren Fakultät waren — neben den Nichtordinarien *Oskar Holtzmann* und *August Freiherr von Gall* — nur noch *Gustav Krüger* und *Hans Schmidt* übrig, der 1928 nach Halle ging. Nun erfolgte durch die Berufungen von *Heinrich Frick*, *Leopold Cordier*, *Georg Bertram*, *Heinrich Bornkamm*, nach *Fricks* Weggang nach Marburg durch meine eigene und schließlich die von *Wilhelm Rudolph* die Neubildung der Fakultät, die dann rund ein Jahrzehnt lang einen neuen Aufschwung herbeigeführt hat. Es kann schön, aber auch verhängnisvoll sein, wenn eine Fakultät in ihrem langjährigen Bestand gemeinsam altert, es ist — bei einiger Harmonie — nur schön, wenn eine Fakultät gleichzeitig verjüngt wird und die junge und beschwingte Schaffenskraft aller ihrer Mitglieder in sich vereinigt. Wir standen damals alle ohne Ausnahme in unserem ersten Ordinariat. Jeder akademische Lehrer von Erfahrung weiß, wie dies erste Ordinariat seinen unvergleichlichen, taufrischen Zauber hat. Vor uns allen lag — so hat es der alte *Adolf v. Harnack* einmal im Rückblick auf sein Gießener Ordinariat ausgedrückt — „die Zukunft wie ein sonnbeglänzter Ozean“. Es verband uns das gemeinsame Sicheinleben in die Aufgaben des Amtes und seine Verantwortung. Mit der Tradition der alten Fakultät verband uns Rat und Erfahrung von *Gustav Krüger*. Ich habe erst später voll erlernen, was die Erhaltung solcher Tradition bedeutet und wie gefährlich es ist, wenn sie abreißt. Die neue Gießener Fakultät — die alte hatte nach der damaligen Terminologie als „liberal“ gegolten — entsprach der inzwischen unter dem Einfluß der dialektischen Theologie veränderten Lage. Die Fakultät bildete nicht eigentlich eine theologische Einheit, als vielmehr eine theologische Harmonie. In ihr waren alle verbunden in dem Bemühen, die so schnell sich wandelnden theologischen Fragestellungen zu ergreifen, an der Aus-

bildung der neuen theologischen Methoden mitzuarbeiten und den Studenten, die es nicht leicht hatten, zum Zurechtfinden in der verwandelten Landschaft zu verhelfen. So war es ein beglückendes Schaffen in einer sauberen und frischen Atmosphäre. Wir bekamen immer deutlicher das Gefühl, Wind in den Segeln zu haben und die steil zunehmende Frequenz, und der sich vergrößernde Wirkungsradius der Fakultät bestärkten uns darin. Noch eines darf ich nicht verschweigen: Das Verhältnis zwischen der Fakultät und der damals von dem unvergeßlichen Prälaten D. Dr. Wilhelm Diehl geleiteten hessischen Landeskirche war so erfreulich positiv, wie ich es kaum je wieder gefunden habe. Diehl selbst als Kirchenhistoriker, ein Gelehrter von hohen Graden, gehörte der Fakultät durch einen Lehrauftrag für Hessische Kirchengeschichte an, und wußte so nicht nur vom Hörensagen, was ein akademischer Lehrer und was eine Fakultät ist. Vorbildlich war bei Prälat Diehl besonders auch sein Verständnis für die Wichtigkeit der theologischen Prüfungen, und die regelmäßige und aktive Teilnahme an ihnen war ihm mit Recht ein wesentliches Stück seiner kirchenleitenden Tätigkeit. So war uns hier eine vorbildliche Lösung für das niemals leichte Problem des Verhältnisses zwischen Kirchenleitung und Fakultät beschert. Noch sei daran erinnert, daß den Prälaten Diehl seine gesamthessische Liebe besonders mit Leopold Cordier verband.

## II.

Die folgenden Erinnerungen und Überlegungen seien nun besonders an Cordiers Lebenswerk orientiert, das gerade von der Problematik der Gegenwart her manche Erhellung erfahren kann. Ich habe schon gesagt, daß die damalige Fakultät nicht eigentlich eine theologische Einheit als vielmehr eine Harmonie theologischer Mannigfaltigkeit darstellte. Ihrem Ursprung nach war die Gießener Fakultät ja betont lutherisch gewesen. War sie doch entstanden aus dem Widerstand gegen die Calvinisierung der Marburger Fakultät. Dieser bekenntnismäßig lutherische Charakter Gießens war durch Pietismus und Aufklärung längst geschwunden, und das Erbe hatte im 19. Jahrhundert die liberale Theologie angetreten. In Gießen hatte sie allerdings nach der Stadeschen Reform einen betont religionsgeschichtlichen Einschlag, der positiv weiterführende Ansätze enthielt. Bei der Neubildung der Fakultät in den zwanziger Jahren hatte kein Gedanke an eine Re-Lutheranisierung eine Rolle gespielt. Sonst hätte Cordier keinen Raum gehabt. Denn er war ja als bewußter Nachkomme hugenottischer Vorfahren reformiert geprägt und stand seiner kirchlichen Herkunft im badischen und rheinischen Kirchendienst nach in unionistischer Tradition. Waren somit der Neubildung der Fakultät keine bekenntnismäßig lutherischen Tendenzen verbunden, so wurde doch die Bedeutung des Bekenntnisses überhaupt, der neuen theologischen Lage entsprechend, mit zunehmender Klarheit erkannt und behandelt. Doch war hier alles mehr vom Bemühen des theologischen

Verständnisses als von kirchenpolitischen Zielen her bestimmt und entbehrte so der Frontenbildung und der damit verbundenen verbitternden Leidenschaft. Man sollte sich auch in seiner Gegensätzlichkeit nicht „auseinandersetzen“, sondern verstehen. So haben Cordier und ich uns gerade in kirchlichen Fragen immer gut verstanden, wiewohl sich in mir, der ich wie er aus der badischen Konsensus-Union kam, schon damals das Erbe lutherischer Ahnen kräftig zu regen begann. Ein Einzelzug mag andeuten, wie wenig Cordier, trotz deutlich reformierter Haltung, zu calvinistischer Propaganda neigte: Bei meinem Weggang nach Halle ist er es gewesen, der als meinen Nachfolger Peter Bunner empfahl.

Als praktisch-theologischer Lehrer hat Cordier eine reiche und vielseitige Tätigkeit entfaltet. Wohl bei jedem praktischen Theologen wird es so sein, daß in seinem reich differenzierten Fach ihm bestimmte Einzeldisziplinen näher oder ferner liegen. Soweit ich zu sehen vermag, lag Cordier die Liturgik am wenigsten nahe. Vielleicht war dies calvinistisches Erbe. Ihr widmete sich um so eifriger sein Vorgänger Heinrich Frick, auch nach seinem Übergang auf den systematischen Lehrstuhl. Dagegen lag für Cordier ein besonders starker Akzent auf dem Gebiet der Katechetik und Pädagogik. War doch das eigentliche Herzstück seiner Lebensarbeit das Bemühen um die Fragen der damals von vielen neuen Impulsen bewegten Jugend. So ist es denn auch heute besonders erfreulich, daß nunmehr Aussicht besteht, seine unvollendet gebliebene „Evangelische Pädagogik“ aus dem Nachlaß ergänzt herauszubringen. Doch, wie gesagt, Cordier bewegten nicht nur im engeren Sinn pädagogische Fragen, sondern weit mehr die umfassendere Frage: Was ist es um die heutige Jugend? Welches ist ihr Erscheinungsbild, und welches sind die vielleicht verborgenen Hintergründe dieses Erscheinungsbildes? Diesen Fragen widmete er sich mit ganzer Kraft theoretisch wie praktisch, praktisch vor allem als Begründer und Leiter der „Christdeutschen Jugend“ und der Jugendburg Hohensolms, theoretisch insbesondere in seinem dreibändigen Werk „Evangelische Jugendkunde“. Freilich, so sehr er sich auch als einen Führer der Jugendbewegung wußte, so gern auch er in der Sprache jener Zeit vom „Aufbruch der bündischen Jugend“ sprach, er war doch zu besonnen, um, wie so viele damals, die echte oder unechte Sprache des Propheten sprechen zu wollen. Seine Bedeutung liegt gerade darin, daß er das Phänomen der Jugendbewegung sah und zu ergründen versuchte. Das war freilich ein Versuch, der damals vielleicht gar nicht gelingen konnte. Und so überfällt uns heute die Frage: Liegt nicht darin eine Tragik von Cordiers Lebenswerk, daß es gerade mit diesem seinem Kernstück — vergangen ist? Damals konnte es nicht gelingen, die Jugendbewegung zu deuten, und heute ist sie dahin. Liegt hier nicht ein besonders greifbarer Fall jener allgemein menschlichen Tragik vor, von der Goethe — tiefsinnig resigniert — im West-östlichen Diwan gesagt hat:

„Warum ist Wahrheit fern und weit,  
birgt sich hinab in tiefste Gründe?  
Niemand versteht zur rechten Zeit,  
wenn man zur rechten Zeit verstünde,  
dann wäre Wahrheit nah und breit  
und wäre lieblich und gelinde.“

Und hier ist nun der Punkt, wo wir heute vom Werk Leopold Cordiers nicht mehr anders sprechen können als so, daß wir das, worum er sich bemühte, von dem Ort her zu sehen versuchen, zu dem wir auf den furchtbaren Pfaden der letzten Jahrzehnte geführt worden sind. Was ist es um die damalige Jugendbewegung, von heute aus gesehen? Wir müssen heute sagen: Sie war ein Phänomen von höchster Bedeutung, ein menschliches Symptom, das als Alarmzeichen hätte wirken müssen, wenn man es verstanden hätte. Aber war es nur ein Versehen, ein Versagen, daß man sie nicht so verstand? „Niemand versteht zur rechten Zeit“ — war die Jugendbewegung das, als was sie ehrlich sich selbst verstand, ein „Aufbruch, ein Abstoßen von alten Vorurteilen, ein Hinstreben zu neuen Ufern, zu neuen Zielen des Menschseins“? Sind solche Ziele je erreicht worden? Oder vielmehr: Sind sie auch nur nähergerückt, sind sie wenigstens sichtbar geworden? Ich glaube nicht, daß man eine dieser Fragen bejahen kann. Die Jugendbewegung von damals — die ja in Deutschland ihre kennzeichnendste Ausprägung gefunden hat — ist gerade hier in ihrem Mittelpunkt vom Nationalsozialismus angesogen, überfordert und ausgenützt worden und ist an diesem Mißbrauch gestorben. Wir haben heute keine Jugendbewegung mehr, und man sollte dies nicht zu verhüllen suchen. Die Not unserer enttäuschten, skeptischen heutigen Jugend fordert harte Diagnosen. Wir haben eine Jugend, von der manche Impulse ausgehen, weil sie sich in der verwirrten und in einem neuen Sinn verderbten Menschenwelt nicht mehr zurechtfindet. Aber gerade deshalb ist diese heutige Jugend eben nicht in einem Aufbruch zu neuen Ufern, in eine neue Zukunft. Die Uferhorizonte sind vernebelt, die Zukunft verpestet durch die greuliche Möglichkeit, daß die Menschen in einer akuten Steigerung ihres chronischen Wahnzustandes sich vermittels der Atomenergie selbst vernichten könnten. Kein neuer Tag lockt zu neuen Ufern. Was bedeutet es dann aber, daß es heute eine Jugendbewegung nicht gibt? Bedeutet es Heil oder Unheil?

Lassen Sie mich zu dieser Frage noch einen Gedanken äußern, weil mich seit jenen Gießener Tagen die Frage, was es um die damalige Jugendbewegung sei, nicht mehr losgelassen hat. Ich habe damals Leopold Cordier darin zugestimmt, daß die Jugendbewegung ein Phänomen von alarmierender Bedeutung sei. Ich habe ihm schon damals nicht zustimmen können, darin, daß sie ein „Aufbruch“ zu neuen heilvollen Ufern sei. Ich bin mir aber erst später darüber klar geworden, warum ich hier nicht zustimmen konnte. Klarheit hat mir eigentlich erst ein Gedanke des Soziologen Eugen Rosenstock-Huussy gebracht, den er in seiner

im Sommersemester 1957 zu Münster gehaltenen Vorlesung „Zeitsinn und Sprachkraft und ihre Lähmung durch die Gesellschaft“ entwickelt hat. Dort führte er aus, der Sinn für geschichtliches Sein spanne sich aus und entfaltete sich in den drei Generationen Großvater, Vater und Enkel und nicht, wenn nicht hier. Es ist voll tiefen Sinnes, daß bei den meisten Völkern ursprünglich der Name des Großvaters auf den Enkel übergeht. Es wäre unsinnig, dem Sohn den Vornamen des Vaters zu geben. In unserer heutigen Welt ist das weitgehend vergessen. Wo gibt es noch Enkel, für die die Großeltern noch zum selbstverständlichen Lebenskreis gehören? Die Enkel werden ihnen an festlichen Tagen noch vorgezeigt. Geschichte wölbt sich aber über dem Drittschritt der Generationen. Wo soll geschichtliches Dasein, Geschichtsfähigkeit und Geschichtskräftigkeit bleiben, wo die Familie der drei Generationen verschwindet wie bei uns? So weit Rosenstock. Blicken wir von hier wieder zurück auf das Phänomen der Jugendbewegung. Sie hat ihren Namen daher, daß in ihr die Jugend sich als Jugend proklamiert im Gegensatz zum Alter. Damit aber werden nicht mehr drei Generationen in den Blick gefaßt, sondern nur noch zwei: Die „Jungen“ und die „Alten“. Hier waltet also nicht mehr wölbendes Verbinden, sondern gegensätzliches Trennen. Die Jugend versteht sich nicht mehr in ihrem Eingebundensein in den drei Generationen, sondern setzt sich in ihrem Jungsein absolut, und damit verneint sie das Alter: Das Alter ist das, was vergehen soll, was kein Lebensrecht mehr hat. Damit aber ist die Jugend aus der realen Geschichtlichkeit herausgetreten und lebt nur noch in einer selbst erdachten Eschatologie. Und in der Tat ist ja die ganze Vorstellungswelt der Jugendbewegung eschatologisch: Sie kennt nur noch im Gegensatz Heil und Heil. Das Alte ist das vergehende Heillose. Das Junge ist als solches das zukünftig Heilvolle. An die Stelle der Geschichte tritt diese selbstherrlich proklamierte und immer neu vorweggenommene Eschatologie, innerhalb derer die Geschichte als Realität sich verflüchtigt. Die Geschichtsfeindlichkeit im Denken der Jugendbewegung hängt unmittelbar mit ihrer eschatologischen Grundkonzeption zusammen. Es ist also schon ein Geschehnis von höchster Symptombedeutung gewesen, was in der Jugendbewegung hervortrat, aber es war kein Aufbruch zu neuen Ufern geschichtlicher Wirklichkeit, sondern zu den wesenlosen Bildern einer Fata Morgana. Wo immer eine Jugend ihr Jungsein sich zum absoluten Thema macht und sich als Jugend nur aus dem Gegensatz zum Alter verstehen will, da muß man darauf gefaßt sein, daß eine geschichtliche Welt zusammenstürzt, wie es denn auch wenige Jahre nach den ersten Proklamationen der Jugendbewegung geschehen ist.

Was aber kann und muß nun heute geschehen, nachdem die Leere der Geschichtslosigkeit und mit ihr die Unrast der Gegenwartlosigkeit über uns hereingebrochen ist? Was kann geschehen, damit die heutige Jugend nicht hängen bleibt im imaginären Raum zwischen verlorener Geschichte und zerbrochener eschatologischer

Illusion? So muß man wohl heute die Frage stellen, die damals in ganz anderen Horizonten Leopold Cordier bewegt hat. Die Antwort wird lauten müssen: Wir müssen der jungen Generation von heute so oft und so stark wie möglich das Heilende echter Geschichte und echter Gegenwart vermitteln. Dem dienen Gedenkstunden wie unsere heutige. Die Erinnerung an das Damals ist nicht Flucht der träumerischen Phantasie aus der Gegenwart in die Vergangenheit, sondern sie will mit dem Erschließen echter Geschichte echte Gegenwart erschließen. Die theologische Fakultät Gießen ist vergangen. Von ihren früheren ordentlichen Professoren sind Gustav Krüger, Hans Schmidt, Leopold Cordier und im Felde Erich Vogel-sang uns durch den Tod entrissen. Die übrigen stehen weit zerstreut in anderen Wirkungskreisen. Gelegentlich eines Wiedersehens wie heute wird im Druck der Hand und im Leuchten des Auges das Vergangene beglückend wieder lebendig. Wenn sich aber so ehemalige Lehrer und ehemalige Hörer wieder begegnen, so treten sie sich ja nicht als die „Alten“ und die „Jungen“ entgegen, sondern sie fügen sich ein in den stillen Gang der Generationen. Sie erfahren von dem Geheimnis jener still wachsenden Saat, von der das Gleichnis Jesu Mark. 4, 2 ff. spricht: „Als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und steht auf Nacht und Tag, und der Same geht auf und wächst, daß er's nicht weiß.“ So wird dann das Heilende echter Geschichte und echter Gegenwart erfahren.



## Paul Mombert

9. 11. 1876 — 8. 12. 1938

PAUL KARL MOMBERT gehörte der hessischen Landes-Universität vom Herbst 1922 bis zum Sommer 1933 als ordentlicher Professor der Wirtschaftlichen Staatswissenschaften an. Als Forscher und Lehrer hat er seinen Namen mit dem Aufbau und Ausbau des Gießener Wirtschaftsstudiums verbunden; darüber hinaus hat er eine fast vierzigjährige fruchtbare Wirksamkeit durch seine literarische Produktion auf nationalökonomischem und sozialwissenschaftlichem Gebiet entfaltet.

Mombert war in Karlsruhe 1876 geboren und ein Vetter des Dichters Alfred Mombert, der als Siebzjähriger der nationalsozialistischen Verfolgung erlegen ist; seine Vorfahren waren Kaufleute und Ärzte. Nach Studienjahren in Heidelberg, Leipzig und München promovierte er 1902 bei Lujo Brentano und habilitierte sich 1907 für Volkswirtschaftslehre, Finanzwissenschaft und Statistik in Freiburg. So konnte er Brentanos sozial-liberale Schule mit der sozial-rechtlichen Anschauungsweise eines Karl Diehl vereinigen. Seit 1911 a. o. Professor, wurde Mombert 1922 an die Universität Gießen berufen, deren philosophische Fakultät ihm zusätzlich zum Dr. oec. publ. den Dr. phil. verlieh. Mombert, der von 1914 bis 1918 im Felde gestanden hatte, ward als ein Opfer der „Säuberung“ durch den hessischen Gauleiter Sprenger zum 1. Juli 1933 entlassen; von acht Gießener Dozenten der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften mußten fünf damals auf ihre Lehrtätigkeit verzichten. Mombert, dessen Entlassung 1934 in Zwangspensionierung umgewandelt war, kam an seinem Geburtstag 1938 noch in das Gefängnis, aus dem ihn, den Krebskranken, seine Gattin alsbald befreien konnte; am 8. Dezember desselben Jahres ist er in Stuttgart gestorben.

Momberts Asche ist in Fayence, Dépt. Var, beigesetzt, wo sein älterer Sohn 1934 eine Zuflucht gefunden hatte. Der jüngere Sohn wurde vergast; eine Gedenkstätte für ihn befindet sich auf dem Freiburger Friedhof. Frau Nellie Mombert, geb. Gieser, ist ihrem Gatten eine Gefährtin gewesen, die mit Übersetzungen an seiner Arbeit tätigen Anteil nahm; seit 1950 lebt sie in Freiburg.

Momberts Materialproblematik und geschichtliche Studien wurden, wie schon Professor Walter Waffenschmidts Gedenken zum 20. Todestage hervorhebt, unterbaut durch eine Privatbibliothek, die mit über 12 000 Bänden eine Fülle von Erstausgaben und Raritäten enthielt. Er hatte seit seiner Studentenzeit die bibliophile und literarische Neigung allen anderen vorangestellt. So war er ein seltener Kenner namentlich der gesamten älteren Literatur gewor-

den; seine Arbeitsweise verband ihn jener historischen Schule seiner Wissenschaft, deren Fundierung theoretische Folgerungen ermöglicht, ohne hierbei in die Enge einer „reinen“ sogenannten Modellschreinerei zu verfallen. Dieser pragmatische Grundzug und sein irenischer Charakter verboten ihm, die national-sozialen und demokratisch-liberalen Traditionen eines Friedrich Naumann, Brentano oder Max Weber in den politischen Tageskampf zu übertragen; auch nachdem er dem Strukturbruch 1933 erlegen war, blieb er seiner in gutem Sinne bürgerlichen Haltung treu. Zwischen seinen Arbeiten für Naumanns „Hilfe“ und „Zeit“ sowie für den „Verein für Sozialpolitik“ und dem Dutzend Aufsätzen, die er nach seiner Absetzung 1933 u. a. in der Schweiz, Ungarn, Österreich sowie in französischer Sprache publizierte, besteht keinerlei Bruch. Daß der Verkauf seiner geliebten Bibliothek ins Ausland ihm wie seiner Familie eine neue Existenzgrundlage schuf, sei am Rande vermerkt. Ebenso die ausgebreitete Systematik seiner „Zettelkästen“, in denen er alle Zitate und Daten niederlegte; er war, wie Artur Sommer schreibt, „ein Meister der Organisation der Stofffülle“.

Momberts Hauptgebiet blieb eine Bevölkerungslehre, die er immer stärker in die ökonomische Theorie einbaute und von der er sagte, „daß es sich dabei um eine Darstellung der gesamten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Tatsachen handelt, soweit sie mit der Bevölkerungslehre und ihrer Entwicklung kausal im Zusammenhang stehen“. Von seiner ersten großen Arbeit über Wirtschaft und Bevölkerung schrieb Joseph Schumpeter bereits: sie sei „die beste Leistung“ an dem Grundproblem der Bevölkerungstheorie, „die, eine Fülle von nach und nach erarbeiteten Gesichtspunkten zusammenfassend, zweifellos ein Merkstein auf diesem Wege ist“. Mombert verband diese Studien mit einer Krisentheorie und soziologisch relativierenden „Theorie des Konjunkturwechsel“. Indem er hier die Wechselwirkungen zwischen Nahrungsspielraum und Bevölkerungsoptimum geschichtlich sowie systematisch-theoretisch untersuchte, zeigte er sich zugleich für die Anwendung der mathematischen Methode aufgeschlossen. Daß er keiner nur quantifizierenden Methodik verhaftet war, erweisen beispielsweise sein Aufsatz „Die Tatsachen der Klassenbildung“, seine 1921 erschienene Abhandlung „Zur Frage der Klassenbildung“ und sein Beitrag „Das Wesen der sozialen Klasse“ in der Max-Weber-Gedenkschrift 1923.

Unter den hier skizzierten Voraussetzungen steht auch Momberts Geschichte der Nationalökonomie. Sie soll die sozialökonomischen Gesamtanschauungen nach ihrer Entstehung und historischen Bedingtheit schildern, ihre Geltung in der Wirklichkeit jeweils „im Rahmen einer bestimmten sozialen Ordnung“ abgrenzen. Der Realproblematik hat sich die Methodik anzupassen, es gibt hier „kein Entweder — Oder“. Auch Marx habe es abgelehnt, „dogmatisch die Welt zu antizipieren“. Momberts eigener Standpunkt rückt sein Bemühen um eine „objektiv-theoretische Wirtschaftswissenschaft“

in die zeitpolitische Umwelt von Diehl und Philippovich, von Rodbertus, Stammler und Adolph Wagner. Didaktisches Geschick und Quellenkenntnis sind bemerkenswert. Das Motto: „Ein Buch hat immer eine ganze Reihe von Verfassern“, zeigt Momberts Bescheidenheit. Der „Dienst der ökonomischen Erkenntnis“, dem er sein Leben widmete, fordere „eine starke Selbstzucht und Selbstdisziplin“, zumal das Persönliche „zweifelloos stark durch irrationale Momente bedingt“ sei.

Hiermit ist schon gesagt, daß Mombert ein ausgezeichnete Lehrer war, der seine Hörer mit logischer Klarheit in das Gesamtgebiet der Sozialwissenschaften und dessen jeweilige Problematik einzuführen wußte. Professor Artur Sommer, der ihn in Freiburg 1921/22 hörte, schreibt, Mombert sei dort „der“ gegenwartsnahe Dozent gewesen, dessen Vorlesungen und Kolloquien die Elite der Studierenden vereinten, zündend und lebendig wirkten. „In meinen vielen Studentenjahren habe ich nie eine irgendwie vergleichbare Einheit von Lehrer und Studenten kennengelernt. Schlicht, ruhig und mit beherrschender Kraft seine Themen und alle Fragen und Einwürfe meisternd, so erinnere ich mich dieses Erziehers der Jugend auf dem Freiburger Katheder.“ In Gießen seien die Bezüge auf die soziale Gegenwart hinter die systematisierende Bewältigung des Stoffes und die Anforderungen des Lehramtes zurückgetreten. In der Tat liegt eine Analyse der Ursachen, aus denen sich der Strukturbruch im Weimarer Deutschland vorbereitete und vollzog, außerhalb des funktionalen Gedankennetzes einer liberalen Wirtschaftssoziologie. Momberts Charakterklarheit und menschlicher Güte war überdies jene kämpferische Aktivität nicht eigen, die einen Friedrich Naumann oder Brentano und Max Weber beflügelte hatte. „Eine klare Heiterkeit und tiefere Verbundenheit“, schreibt Artur Sommer, „mit der gesamten deutschen Kultur durchdrang die Luft dieses Hauses auch noch in den Jahren, wo sie die Heimatlosigkeit durch das braune Unheil für sich und ihre Kinder vor Augen hatten.“

Dem freundlichen, bescheidenen und stets hilfsbereiten Menschen Paul Mombert, wie Waffenschmidt ihn nennt, dem hochgeschätzten Gießener Kollegen in Senat und Fakultät, dem vielseitig kultivierten und kenntnisreichen Gelehrten, von dem der einzige Nachruf anlässlich seines Todes in einer französischen Zeitschrift sprach, hat ein hartes Schicksal die Anerkennung vorenthalten. Der Verdienste zu gedenken, die er sich als Forscher und Lehrer um unsere Ludwigs-Universität erworben hat, ist um so mehr ein nobile officium.

## Bibliographie

### a) Bücher:

- „Die Belastung des Arbeitereinkommens durch die Kornzölle.“ 1901. (60 S.)  
„Die deutschen Stadtgemeinden und ihre Arbeiter.“ 1902. (X+ 261 S.) — Münchener Dissertation.  
„Studien zur Bevölkerungsbewegung in Deutschland.“ 1907. (VI+ 280 S.) — Freiburger Habilitationsschrift.  
„Der Finanzbedarf des Reiches und seine Deckung.“ 1916. (III+ 44 S.)  
„Eine Verbrauchseinkommensteuer für das Reich als Ergänzung zur Vermögenszuwachssteuer.“ 1916. (32 S.)  
„Bevölkerungspolitik nach dem Kriege. Nahrungsspielraum und Volkswachstum in Deutschland.“ 1916 (IV+ 116 S.)  
„Die Gefahr einer Übervölkerung für Deutschland.“ 1919. (IV+ 76 S.)  
„Soziale und wirtschaftspolitische Anschauungen in Deutschland vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.“ 1919; 2. Aufl. 1928. (131 S.)  
„Einführung in das Studium der Konjunktur.“ 1921; 2. Aufl. 1925. (IV+ 275 S.)  
„Besteuerung und Volkswirtschaft.“ 1922. (IV+ 105 S.)  
„Geschichte der Nationalökonomie.“ 1927. (IX+ 557 S.)  
„Grundzüge der Finanzwissenschaft.“ 1928. (150 S.)  
„Bevölkerungslehre.“ 1929. (IV+ 490 S.)  
„Bevölkerung und Wirtschaftsgestaltung. Zur Frage der Abnahme des Volkswachstums.“ Mit Vorrede von Prof. E. Altschul. 1932.

### b) Beiträge in Sammelwerken: u. a. in

- „Schriften des Vereins für Sozialpolitik“, Bd. 128 (1908), Bd. 132 (1910), Bd. 156 1918, B. 172 (1926).  
„Wirtschaft und Bevölkerung“, im „Grundriß der Sozialökonomik“. 1914; 2. Aufl. 1923.  
„Festschrift für Lujo Brentano zum 70. Geburtstage.“ 1916.  
„Erinnerungsgabe für Max Weber.“ 1923.  
„Festgabe für Lujo Brentano zum 80. Geburtstage.“ 1925.

### c) Aufsätze:

Von 1901 bis 1932 erschienen rd. fünfzig wissenschaftliche Artikel; von 1932 bis 1939 ferner

- „Der weltwirtschaftliche Ausgleich der Produktionsfaktoren“, im „Weltwirtschaftlichen Archiv“, Bd. 38, 1933.  
„Über die geringe Zuverlässigkeit älterer Volkszählungen“, in „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“, 138. Bd., 1934.  
„Die Bevölkerungslehre in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, in „Zeitschrift für Nationalökonomie“, Bd. V, 1934.  
„Der innerstaatliche Bevölkerungsausgleich“, in „Allgem. Statistisches Archiv“, 23. Bd., 1934.  
„Die Bevölkerungsanschauungen von Malthus in seinem Briefwechsel mit Senior und seinen „Principles of Political Economy“, in „Zeitschrift für Nationalökonomie“, Bd. VI, 1935.  
„Die Entwicklung der Bevölkerung Europas seit der Mitte des 17. Jahrhunderts“, ebda. Bd. VII, 1936.  
„L'Adaptation internationale de la population à l'économie“, in „Revue Économique Internationale“ 1936.  
„Die Zunahme der Lebensdauer in ihrem Einfluß auf Wirtschaft und Gesellschaft“, in „Journal de la Société hongroise de Statistique“, Nr. 1, 1938.  
„Internationale Kapitalübertragungen“, in „Zs. für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft“, 74. Jg., 1938.  
„La régression de l'émigration européenne, Problème de l'émigration mondiale“, in „Revue Économique Internationale“, Januarheft 1939.  
„Modifications des Mouvements démographiques“, ebda. Dezemberheft 1939.  
Aufsätze im „L'Écho de l'Industrie“, Luxemburg.

#### d) Mitherausgabe von Schriftenreihen:

DIEHL-MOMBERT, „Ausgewählte Lesestücke zum Studium der politischen Ökonomie“, Bd. 1—20, 1910—1926. — MOMBERT ist Verfasser der Bändchen „Arbeitslohn“, „Bevölkerungslehre“, „Wirtschaftskrisen“, „Arbeit und Maschine“. Die Sammlung wurde von ihm angeregt und fand weite Verbreitung, namentlich bei Studierenden.

„Die private Unternehmung und ihre Betätigungsformen“, Heft 1—4, 1914—1920. DIEHL-MOMBERT, „Grundrisse zum Studium der Nationalökonomie“, Bd. 1 ff., 1924 ff. — Hierin erschienen MOMBERTS „Geschichte der Nationalökonomie“ und „Bevölkerungslehre“.

„Wirtschaftsstudien. N. F. der Volkswirtschaftl. Abhandlungen der badischen Hochschulen“, Bd. 1 ff., 1925 ff.

#### e) Ungedruckt:

liegt in der „London School of Economics and Political Science“ eine 300 Seiten starke „Bibliographie der deutschen Nationalökonomie vor 1800“, an der MOMBERT zwanzig Jahre gearbeitet hatte.

### Quellen-Nachweis

Persönliche Mitteilungen von Dr. FRANZ MOMBERT — Fayence/Var und Professor Dr. ARTUR SOMMER — Heidelberg.

„Wer ist's?“, IX. Ausgabe, Berlin 1928.

„Vereinigung der sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Hochschullehrer“, „Werdegang und Schriften der Mitglieder“, Köln 1929.

FRANZ MOMBERT in „L'Écho de l'Industrie“, Luxemburg, vom 31. Dezember 1938. „Revue Économique Internationale“, Januarheft 1939, S. 18.

FRANZ BOESE, „Geschichte des Vereins für Sozialpolitik 1872—1932“, Berlin und Leipzig 1939.

FRIEDRICH LENZ, „Die Wirtschaftswissenschaft in Gießen“, in „Festschrift zur 350-Jahr-Feier“, Gießen 1957.

WALTER WAFFENSCHMIDT — Mannheim, „Paul Mombert zum Gedenken“, in „Zs. für die gesamte Staatswiss.“, 114. Bd., 4. Heft, 1958.

CONSTANTIN VON DIETZE in „Aus der Geschichte der Rechts- und Staatswissenschaften zu Freiburg i. Br.“, Freiburg i. Br. 1957.

Artikel Paul Mombert in „Handwörterbuch der Sozialwissenschaften“.

Für Dr. ALFRED MOMBERT vgl. den Bericht in der Literaturbeilage der Zeitung „Die Welt“ vom 27. Juni 1959.

## Neue Aufgaben der kulturhistorischen Rußlandforschung <sup>1)</sup>

So lange deutsche Historiker sich mit russischer Geschichte beschäftigt haben, waren sie fast immer bestrebt, so bald es der Stand ihres Wissens erlaubte, eine Gesamtdarstellung der Geschichte Rußlands oder wenigstens einer einzelnen Epoche zu schaffen. Daneben bemühte man sich, Geschichtsquellen zugänglich zu machen — und brachte sie, soweit sie in russischer Sprache verfaßt waren, in Übersetzungen heraus —, die Einzeluntersuchung jedoch blieb eine Aufgabe für Doktoranden, war Gegenstand einer Dissertation oder allenfalls von Zeitschrift- oder Festschriftbeiträgen, die jedoch wiederum meist Vorarbeiten für die erwähnten Gesamtdarstellungen bildeten. So müssen wir heute davon ausgehen, daß für viele wichtige Einzelfragen oder Teil- und Randgebiete der Geschichte Rußlands keine deutschen, ja überhaupt keine außer-russischen Arbeiten vorhanden sind. Dies gilt für das gesamte Gebiet der Sozialgeschichte, aber auch für weite Teile der Agrar- und Wirtschaftsgeschichte. Vergeblich wird man auch nach einer übersichtlichen Bearbeitung der Verwaltungs- und Verfassungsgeschichte sowie der Behördenorganisation suchen, die doch für eine vergleichende Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte so wichtig wäre. Ebenso fehlt es an Darstellungen zur Bildungsgeschichte, besonders an einer solchen für das Fachschulwesen, lauter Gegenstände, an denen gerade die in unserem Institut gepflegte Agrar- und Wirtschaftsforschung weit mehr als an Themen der politischen Geschichte interessiert sein dürfte, deren Bearbeitung ihr jedoch der Historiker schuldig geblieben ist.

Nachdem die russische Geschichtswissenschaft der Zarenzeit nicht zur Schließung dieser Lücken gekommen ist, steht es heute so, daß die sowjetische Forschung für viele dieser Themen entweder kein Interesse zeigt oder sie selbstverständlich unter dem Gesichtswinkel des historischen Materialismus behandelt. Die wirtschaftsgeschichtliche Produktion der Sowjetunion z. B. ist zwar umfangreich und bietet eine Fülle von Untersuchungen über einzelne Industrien und Industrieräume, ja sogar über einzelne Unternehmungen und Werke. Aber nur in ganz geringem Maße kommt — wiederum verständlicherweise — der Mensch, der Fabrikant zu seinem Recht. Auf dem Gebiet der Wissenschaftsgeschichte werden nur naturwissenschaftliche Fächer in für uns brauchbarer Form bearbeitet. Schon die Sprachwissenschaft ist in gewissem Maße der Parteidoktrin und ihren Wandlungen unterworfen, und über

---

<sup>1)</sup> Vortrag bei der Feier zur Einweihung des Instituts für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung am 7. Februar 1959.

Geschichts- oder Staats- und Rechtswissenschaft kann von dieser Seite überhaupt kaum etwas erwartet werden.

Damit ist die häufig von Außenstehenden aufgeworfene Frage, was denn ein Historiker außerhalb Rußlands, ohne Zugang zu den Archiven, überhaupt zur Aufhellung von Vorgängen und Sachverhalten der russischen Geschichte beitragen könne, schon zum großen Teil beantwortet. Hierzu kommt noch, daß die russischen Historiker der Zarenzeit ein außerordentlich reichhaltiges Quellenmaterial zum Druck befördert, es aber nur zum geringsten Teil auch nur kommentiert, schon gar nicht verarbeitet haben — z. T. ist dies durch die bis 1905 herrschenden Zensurverhältnisse zu erklären. So wird es verständlich, daß der nichtsowjetische Historiker auch heute aus dem Vollen schaffen kann, ganz zu schweigen von den Quellen, die er außerhalb Rußlands findet und die der sowjetischen Forschung unbekannt und meist auch unzugänglich sind.

So dürfen wir uns hier auf dem Gebiet der Wirtschaftsgeschichte u. a. die Aufgabe stellen, die Rolle der Persönlichkeit in der Wirtschaft, in Handel und Industrie zu untersuchen, den heute überall so stark in den Vordergrund historischen Interesses getretenen Unternehmer. Unseren Agrarforschern könnte man nicht nur zu Unterlagen für die Geschichte der Institutionen ihres Forschungsbereichs, der Verwaltungsbehörden, der Gestüte, Lehr- und Muster-güter, Gartenbauschulen, Akklimationsgärten und -tiergärten, Musterforsteien usw. verhelfen, sondern ihnen, sofern sie nicht sprachkundig sein sollten, auch die Ergebnisse der russischen Forschung auf dem Gebiet der Geschichte des Agrarwesens, des Bauernstandes, der Kolonisation Sibiriens und der Randgebiete des Russischen Reichs vermitteln, um nur einige der Themen zu nennen. Nicht zuletzt können wir es aber auch wagen, auf das Gebiet der Geistes- und Wissenschaftsgeschichte vorzustoßen.

Als besonders schwieriges Gebiet erweist sich der gesamte Bereich der kulturellen Beziehungen Rußlands zum Ausland und zumal die Geschichte des ausländischen Einflusses und der unmittelbaren Betätigung von Ausländern und ihrer nichtrussischen Nachkommen in Rußland. Hier wird der nichtsowjetische Historiker schon von den Quellen her Wesentliches beitragen können, was der sowjetischen Forschung nicht ohne weiteres erreichbar ist. Vor allem aber muß und kann er sich um eine sachliche und gerechte Beurteilung dieser Probleme bemühen, die meistens Gegenstand nationalistischer Entstellungen nach beiden Seiten hin gewesen sind. Erlauben Sie mir, der Übersicht über die Aufgaben auf diesem Gebiet einen Unterbau in Form einer kurzen historischen Betrachtung vorzuschicken, einen Rückblick auf die russisch-europäischen Beziehungen zu geben und davon zu sprechen, wie Europa seinen Osten wiederentdeckt hat.

Diese Sätze werden Ihnen vielleicht widerspruchsvoll erscheinen, weil ich fast in einem Atem Rußland und Europa einander gegenüberstelle und von Rußland als dem Osten Europas spreche. Damit

möchte ich aber nur vorwegnehmen, daß Rußland in mancher Hinsicht immer ein Teil Europas gewesen ist, nicht nur geographisch, sondern auch ethnisch, soweit es von Slaven bewohnt wurde, und kulturell, soweit es zum Ausstrahlungsbereich der griechischen Kirche gehörte, zeitweilig aber auch politisch und wirtschaftlich mit seinen westlichen Nachbarn eng verbunden war. Andererseits bestand eine tiefgehende Verschiedenheit zu der von germanisch-romanischen Völkern getragenen und auf Nordgermanen und Westslaven ausgedehnten süd- und westeuropäischen Kultur, die von der christlichen Kirche römischer Form bestimmt war.

Nachdem die im frühen Mittelalter zwischen Kiev und den europäischen Höfen bestehenden Beziehungen abgerissen waren — auf die verschiedenen Gründe dafür kann ich hier nicht eingehen —, versank der europäische Osten für das übrige Europa in ein Dunkel der Vergessenheit. Die seit dem 13. Jahrhundert bestehende tatarische Oberherrschaft, eine Verschiebung der politischen Schwerpunkte nach Nordosten, von Kiev nach Vladimir-Moskau, und das Erstarken von Barrierestaaten, des deutschen Ordensstaates in Livland und des polnisch-litauischen Reiches — das alles verdichtete einen Vorhang, in dem bald nur noch das Fenster Novgorod dank dem Wirken der Hanse eine Verbindung zur Ostsee und damit nach Westeuropa offenließ.

Hatte die Einbeziehung Rußlands in den Bereich der christlichen Kirche griechischer Form wesentlich zur Abschließung nach Westen hin beigetragen, so führten die ersten ernstlichen Versuche Roms und Konstantinopels, in zwölfter Stunde die Glaubensspaltung zu beseitigen, im 15. Jahrhundert, in den Tagen des Florentiner Unionskonzils zum ersten Auftreten von Kirchenfürsten und Geistlichen aus Moskau auf dem Boden Westeuropas. Wir müssen ein damit verbundenes Aufleben des Interesses für die Ostkirche feststellen, die in den folgenden zwei Jahrhunderten unvermindert sowohl katholische wie protestantische Theologen, Diplomaten und andere Reisende beschäftigt hat. Sehr bald wurde diese Aufmerksamkeit auch dem vom tatarischen Joch befreiten Moskauer Staat zuteil und fand hier Ausdruck im wachsenden diplomatischen Verkehr der europäischen Höfe, einer Einbeziehung Moskaus in politische Spekulationen. Die europäische Öffentlichkeit erhielt jedoch alsbald ein wenig günstiges Bild von diesem für sie neuen europäischen Staat, seinem Volk und seinem Herrscher, die sie so gar nicht als europäisch empfinden konnte, Eindrücke, die lange nachwirkten und immer wieder aufgefrischt worden sind: denn dieses Moskau wurde durch den Livländischen Krieg Ivans des Schrecklichen zum Schreckgespenst für seine Nachbarn und zum Inbegriff der Barbarei für alle, bis zu denen die Fama drang.

Dem diplomatischen Verkehr verdankt Europa die ersten gründlichen Beschreibungen des Moskauer Staates: Herberstains *Rerum Moscoviticarum Commentarii* wurden eifrig gelesen und die Reisebeschreibung des Olearius erlebte ein Jahrhundert darauf immer



neue Auflagen bis hinein in die Tage Zar Peters I. Immer größer wurde die Zahl der Menschen aus fast allen Ländern Europas, die Rußland aus eigenem Augenschein kennenlernten, da der Handelsverkehr aufblühte und der wachsende Bedarf dieses Staates an Fachkräften zu regelrechten Werbungen auf italienischem, deutschem, schwedischem und holländischem Boden führte. Rußland machte sich seit den Tagen Ivans IV. nicht nur die Hilfsquellen des Westens und von dessen hochentwickelter Wirtschaft zunutze, sondern auch den hohen Stand der Technik, des Kunsthandwerks und nicht zuletzt auch des medizinischen Wissens daselbst. Auf dem Gebiet der geistigen Kultur jedoch bahnten sich die Kontakte nur sehr langsam an, weil hier nicht nur die Sprachverschiedenheit, sondern vor allem die Haltung der russischen Kirche hemmend wirkte. Übersetzungen von Büchern ins Russische erfolgten nur unter rein praktischen Gesichtspunkten und blieben Manuskript, und lediglich der Hof und einige ihm nahestehende Staatsmänner begannen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine gewisse Hinneigung zu den Annehmlichkeiten westlichen Kulturlebens, besonders zum Theater, zu zeigen.

Die Vorteile, die die europäischen Partner Moskaus aus dem intensivierten Verkehr zogen, lagen zunächst und auf lange hinaus, abgesehen von einer gewissen Ausweitung des Horizonts, ausschließlich auf merkantilem Gebiet. Etwas völlig Neues zeichnete sich erst ab, als der Aufstieg des jungen Zaren Peter die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zog. Schon auf die erste Nachricht über die Person des jungen Herrschers hin äußerte Leibniz im Jahre 1692 die Hoffnung, nun werde ein *cultus humanior* auch zu diesem Volke vordringen können: „*Jucunda sunt quae de Czare Moscorum Petro narras et spem faciunt cultus humanioris ad illam gentem penetraturi*“, schrieb er an den Jesuitenpater Kochanski<sup>2)</sup>. In Leibniz finden wir dann im Verlaufe der weiteren Entwicklung die beiden Gesichtspunkte vereinigt, unter denen Rußland für die westliche Welt an Interesse gewann: einmal die Hoffnung, von dort neue wissenschaftliche Erkenntnisse auf naturwissenschaftlichem, ethnologischem und philologischem Gebiet zu erhalten und auf dem Wege über Rußland zu den Quellen chinesischen Wissens heranzukommen, wie es Leibniz schon 1700 in der Instruktion für die Berliner Akademie der Wissenschaften formuliert hat; zum andern die Möglichkeit, Rußland zu europäisieren, wie dieses vieldeutige Schlagwort bis zum heutigen Tage lautet, d. h. zunächst ihm aus dem Schatz technischen Könnens, aber auch gelehrten Wissens zu geben, wessen es bedurfte, ihm fachkundige und gelehrte Männer zur Verfügung zu stellen. Auch dies alles hat Leibniz in umfangreichen Denkschriften, die für den Zaren bestimmt waren, niedergelegt.

· Während, wie gesagt, Kaufleute, Handwerker und militärisch-technisches Personal schon vor Peter dem Großen in großer Zahl nach Rußland gekommen waren, begann unter Peter selbst der

<sup>2)</sup> Korrespondencya Kochanskiego i Leibnizia (Warszawa 1902), S. 252.

Aufbau erster Lehr- und Forschungsstätten, begannen aber auch Studienaufenthalte von Russen in fremden Ländern, die der Heranbildung eines einheimischen Stammes von Fachleuten und später auch von Gelehrten dienen sollten. Doch fehlte es noch lange Zeit an russischem Nachwuchs, weil es nicht gelang, den Elementarunterricht auf breiter Grundlage einzuführen und die nötige Zahl höherer Schulen darüberzustellen. Im ganzen 18. Jahrhundert ist die Zahl der nur innerhalb Rußlands ausgebildeten Fachgelehrten verschwindend gering geblieben, und auch von diesen haben nur wenige europäisches Format erreicht. Es blieb noch lange so, daß auch Russen von wissenschaftlichem Rang im Ausland kaum Beachtung fanden, während in Rußland tätige Ausländer auch geringerer Bedeutung in den westlichen Ländern allgemein bekannt waren.

So kann von kultureller Befruchtung zunächst nur in der einen west-östlichen Richtung gesprochen werden, und man kann nur in der in Rußland gewonnenen Erweiterung der geographischen, ethnographischen, botanischen und zoologischen Kenntnisse einen Gewinn für die europäische Wissenschaft sehen.

Vier verschiedene Wege darf man für das Eindringen europäischen Kulturgutes nach Rußland unterscheiden: 1. den schriftlichen und literarischen Weg, 2. die Einwanderung aus den europäischen Ländern, 3. die Mittlerrolle der auf russischem Reichsgebiet lebenden Nichtrussen, vor allem der Deutschen in Liv- und Estland, die wir heute Deutsch-Balten nennen, und 4. die Ausbildung und Beeinflussung von Russen während ihres Auslandsaufenthaltes.

Ich habe zwar immer die Auffassung vertreten, daß bei Forschungen über die Ausländer in Rußland nicht eine einzelne Nation herausgegriffen und gesondert behandelt werden kann, doch darf man für die Darstellung der Ergebnisse ein Einzelthema unter nationalen Gesichtspunkten herauslösen. Solange diese Forschungsaufgaben von anderen Ländern aus nicht ernstlich in Angriff genommen werden, sind wir auch befugt, beispielsweise über das Wirken der Dänen oder Engländer in Rußland zu sprechen, ja man hat kürzlich von Finnland aus um eine Darstellung der Tätigkeit der Finnländer in Rußland gebeten und sich darüber einen Vortrag halten lassen. In erster Linie dürfen uns jedoch die Deutschen in Rußland und die deutschen kulturellen Beziehungen zu Rußland und den Russen interessieren. Hinzu kommt noch, daß die deutsche Einwanderung nach Rußland zahlenmäßig jede andere in den Schatten stellt und daß Deutsche auf verschiedenen Gebieten dem Gastland auch besonders viel gegeben haben. Es war dies eine Folge der nahen Nachbarschaft, aber auch der politischen Verhältnisse in Deutschland, das für seine fähigsten Söhne lange Zeit keine würdige Verwendungsmöglichkeit besaß. Damit steigt allerdings vor uns das Gespenst der nationalistischen Überheblichkeit auf, die auch in diesem Bereich schon so schlimme Blüten getrieben hat. Auch bei völlig sachlicher Behandlung wird

man, wie in jedem ähnlichen Falle, mit einer großen Empfindlichkeit der Menschen des Aufnahmelandes rechnen müssen, die bei Rußland auch nicht erst aus neuester Zeit stammt. Fremdenfeindlichkeit hat es in Rußland auch im 18. und 19. Jahrhundert stets gegeben, aber erst der Zeit Stalins blieb es vorbehalten, über jedes Ziel hinauszugehen und alles zu verkleinern und zu verneinen, was bisher unbestritten als fremde Leistung in Rußland gegolten hatte, und, wo dies gar nicht möglich war, wenigstens die Träger dieser Leistung zu Russen zu stempeln. Im Jahre 1946 konnte ein deutsches Buch über Leibniz und Rußland im sowjetischen Machtbereich erst erscheinen, nachdem gebührend unterstrichen worden war, daß Leibniz stets nur geraten und empfohlen hätte, die Ausführung aber originell und unabhängig gewesen sei, Rußland überhaupt sich auf allen Gebieten schon bald nach Peter auf eigene Füße gestellt hätte. So schwieg man über den deutschen Ursprung heute noch blühender Einrichtungen wie etwa des Großgutes Ascania Nova in Südrußland und seine 90jährige Geschichte in deutschem Privatbesitz, erst des Herzogs von Anhalt-Köthen, der hier eine Merino-Schafzucht einrichtete, dann der Familie Falz-Fein, die schließlich den berühmten Akklimatisationstierpark schuf<sup>3)</sup>.

Heute zeichnet sich eine Wandlung zu wissenschaftlicherer und wahrheitsnäherer Einstellung ab, wenigstens schon im inoffiziellen Gespräch: von dem gleichen großen Forschungsreisenden Peter Simon Pallas, der 1946 in Gesprächen noch kategorisch als Russe bezeichnet wurde, wird jetzt anerkannt, er könne ja gar nicht als solcher gelten, da doch sogar sein Gesuch um Entlassung in sein Vaterland, nach Berlin, vorliege<sup>4)</sup>. Nur die Frage nach der nationalen Zugehörigkeit in Rußland geborener Träger nicht-russischer Namen wird nicht gestellt. Nirgends wird man, dies allerdings auch nicht vor der Oktober-Revolution, erwähnt oder gar betont finden, wie stark der Anteil von Gelehrten nicht-russischer Herkunft im wissenschaftlichen Leben Rußlands war. Es ist doch nicht uninteressant sich zu vergegenwärtigen, daß etwa an der Spitze des Botanischen Gartens in Petersburg von 1823—1917 nur fünf Jahre lang ein Nationalrusse gestanden hat. Im Forstinstitut war dies im Zeitraum 1811—1917 mit Unterbrechungen 35 Jahre lang der Fall. Ähnlich steht es bei anderen Lehr- und Forschungsstätten, insbesondere bei den verschiedenen Observatorien in und bei Petersburg und auch in der Provinz.

Immerhin wird heute von sowjetischer Seite die Bearbeitung von Themen wie „Der kulturelle Einfluß der deutschen Siedlungen in Rußland“ oder „Die Rolle der Deutsch-Balten in der Rußlandforschung“ gefordert. Es wäre schön, wenn auch von sowjetischer

---

<sup>3)</sup> Vgl. darüber das inhaltsreiche Buch des letzten Besitzers, Woldemar v. Falz-Fein: *Ascania Nova, das Tierparadies. Ein Buch des Gedenkens und der Gedanken* (1930).

<sup>4)</sup> Ich beziehe mich in beiden Fällen auf Gespräche, die ich selbst mit sowjetischen Gelehrten führen konnte.

Seite offen bekannt werden dürfte, was einst ein großer Russe, der Chirurg Nikolaj Pirogov, in seinen Erinnerungen niederschrieb: „Je mehr ich mit dem Deutschen und dem Geist deutscher Wissenschaft bekannt wurde, um so mehr habe ich sie schätzen und achten gelernt. Ich bin im Grunde meiner Seele Russe geblieben und habe mir sowohl die guten als auch die schlechten Eigenschaften meiner Nationalität bewahrt, aber den Deutschen und dem Geist der deutschen Kultur bin ich auf immer durch die Bande der Achtung und Dankbarkeit verbunden geblieben ohne jegliche befangene Parteinahme für das, was in dem Deutschen für den Russen und vielleicht überhaupt für den Slawen wirklich unerträglich ist.“ Wir aber wollen uns gesagt sein lassen, was Pirogov hier anschließt: „Die feindselige, nicht selten hochmütige, bisweilen verächtliche, bisweilen auch mißgünstige Art, mit der der Deutsche den Russen und Rußland zu betrachten pflegt und seine Parteilichkeit für alles eigene, Deutsche ist mir nicht angenehmer geworden, aber ich habe gelernt, dieses mit größerem Gleichmut aufzufassen und das, was an dieser Anschauung gerecht ist, wenn ich sie auch in ihrer Gesamtheit nicht zu rechtfertigen vermag, doch ohne Ärger und ohne jegliche Erbitterung ruhig zur Kenntnis zu nehmen“<sup>5)</sup>.

Dem vorhin genannten vierfachen Wege der deutschen Beeinflussung Rußlands entsprechend könnte die deutsche Forschung sich eine Reihe von Aufgaben stellen oder, soweit schon ein Anfang gemacht wurde, in der Behandlung dieser Fragen fortfahren. Ich nannte als ersten Weg den schriftlichen und literarischen. Hierher gehört die Verbreitung von Sprachkenntnissen als Vorbedingung, die Übersetzertätigkeit, der Bezug ausländischer Fachliteratur und Kenntnis und Wirkung schöner Literatur, von Prosa- und Versdichtung, aber auch philosophischer und staatswissenschaftlicher Lehren. Es sollte nicht bei der Beschäftigung mit Goethe und Schiller, Hegel oder Schelling in Rußland bleiben. Auch die kürzlich von A. Rammelmeyer in einer Marburger Rede berührte Wirkung der Marburger Philosophenschule auf die Universität Moskau erweckt unsere Aufmerksamkeit und regt zu ähnlichen Untersuchungen an<sup>6)</sup>.

Dem zweiten Weg, der Einwanderung und ihrem Weiterwirken in den Nachkommen der Einwanderer, hat ein großer Teil meiner bisherigen Arbeit gegolten. Angefangen mit statistischen Untersuchungen über den Anteil von Deutschen an einzelnen Berufsgruppen, über die Darstellung der Tätigkeit einzelner Persönlichkeiten bis zur Erforschung des Einwirkens dieser Fremden auf die Menschen ihres Gastlandes gibt es hier eine Fülle von Aufgaben, wobei nicht verschwiegen werden soll, daß gerade die Statistik die schwierigsten stellt, deren Lösung, soweit überhaupt

---

<sup>5)</sup> N. Pirogov, Lebensfragen (1894), S. 335.

<sup>6)</sup> Alfred Rammelmeyer, Die Philipps-Universität Marburg in der russischen Geistesgeschichte und schönen Literatur (Mitteilungen Universitätsbund Marburg 1957, Heft 2/3, S. 70—93).

möglich, erst am Ende langer und systematischer Arbeit liegen wird.

In der wissenschaftlichen Erforschung Rußlands, der geographisch-ethnographisch-naturwissenschaftlichen und der historisch-philologischen, können wir unterscheiden zwischen der Tätigkeit deutscher Gelehrter auf russischem Boden, sei es in russischen Diensten, sei es auf Forschungsreisen von Deutschland aus, und der in Deutschland betriebenen Rußlandforschung. Im ersten Fall wäre als Beispiel die wissenschaftliche Erschließung der Kaukasusländer zu nennen, die bis zum ersten Weltkrieg ganz wesentlich von Deutschen getragen worden ist, sowohl in ihren Anfängen im 18. Jahrhundert, als auch in den letzten Jahrzehnten, als der Geograph Gustav Radde, dem Tiflis-Tbilisi sein mustergültiges Kaukasisches Museum verdankt, dort seine Lebensarbeit verrichtete. Es wäre zu betonen, daß nicht nur Alexander v. Humboldts Reise nach Russisch-Asien in die Geschichte der Forschung eingegangen ist, sondern noch manche andere, nicht zuletzt die 1843 unternommene des Freiherrn August v. Haxthausen mit ihren für die russischen Agrarverhältnisse so überaus aufschlußreichen Ergebnissen: Haxthausen ist von russischer Seite einst geradezu der Entdecker des Gemeineigentums in Rußland genannt worden. Ein von ihm verfaßter Aufsatz über die Ablösung der gutsherrlichen Rechte in Preußen hat 1857 die russische Diskussion über die Bauernbefreiung eröffnet.

Die Rußlandforschung in Deutschland hat häufig an Anfänge in Rußland anknüpfen können wie im Falle August Ludwig Schlözers in Göttingen, der seine Durchforschung russischer Annalen in Petersburg begann, oder bei dem späteren Historiker Philipp Strahl, der als Lehrer in Moskau gewirkt hat, ehe er als Bonner Universitätslehrer zwischen 1823 und 1839 seine Werke über die russische Kirche und über russische Geschichte schrieb. Die wissenschaftsgeschichtliche Forschung hat hier noch ein weites Feld vor sich. Sie darf aber auch feststellen, daß ein so stark national betontes Fach wie die slavische Philologie in Rußland z. T. von Deutschen begründet worden ist, ebenso wie die Erforschung der russischen Geschichte und die Sammlung von Quellen derselben von diesen begonnen wurde. Der Historiker wird auch nach dem Anteil der Deutschen an der russischen Publizistik und am Verlagswesen fragen dürfen. Ihn wird der noch im 18. Jahrhundert tätige russische Fabeldichter Chemnitzer interessieren, ebenso wie Wilhelm Küchelbecker, einer der Dichter unter den Dekabristen von 1825, er wird nach dem Ursprung der deutschen Namen eines Afanasij Fet oder eines Alexander Herzen fragen und feststellen, daß der deutsche Ursprung der Familie des Dichters Alexander Blo(c)k, des letzten bedeutenden Lyrikers vor-sowjetischer Zeit, schon mehrere Generationen zurückliegt. Kurz, auch das Weiterleben und die Leistung der deutschen Familien in Rußland, besonders der zur kulturell tragenden Schicht gehörigen.

ist ein wichtiger Forschungsgegenstand<sup>7)</sup>. Hierbei wird man bis in die letzten Jahrzehnte, in die sowjetische Zeit, hineingehen können und den Anteil deutscher Namen und alter Gelehrten-dynastien unter den Vertretern von Forschung und Lehre erkennen.

Wenn an dritter Stelle von der Mittlerrolle der uns als Deutsch-Balten bekannten deutschen Bevölkerung Estlands, Livlands und Kurlands die Rede war, so sei betont, daß trotz der unter diesen Menschen häufig vorhandenen starken Abneigung und sogar Verachtung gegen alles Russische — Pirogovs Urteil über die Deutschen ist hiervon beeinflußt worden — das Deutsch-Baltentum die meisten und viele tüchtige Mittler und, sieht man von den deutschen Bauernsiedlungen ab, überhaupt den Großteil der Deutschen im eigentlichen Rußland, wenigstens seit dem 19. Jahrhundert, gestellt hat. Hier sei besonders auf die überragende Bedeutung der 1802 gegründeten deutschen Universität Dorpat hingewiesen. Als Mittler zwischen deutscher und russischer Literatur begegnen uns besonders viele deutsch-baltische Namen, und bis auf den heutigen Tag sind die Balten, soweit sie noch der russischen Sprache mächtig sind, dieser Aufgabe treu geblieben. Ich brauche nur auf Werner Bergengruens Übersetzungen hinzuweisen, oder an Reinhold v. Walters Pasternak-Übertragungen zu erinnern. Auch aus dem eigenen Kreise heraus ist man dieser Bedeutung der Deutsch-Balten in und gegenüber Rußland noch nicht gerecht geworden.

Zum letzten war von den Bildungsaufenthalten der Russen im Auslande, für uns hier besonders in Deutschland, die Rede, wobei die Rolle der deutschen Hochschulen im Vordergrund stehen dürfte. Hier gibt es enge Berührungen mit dem ersten Punkt, der literarischen Beeinflussung, sind doch vielen Russen an deutschen Universitäten nachhaltige Eindrücke zuteil geworden. Wir besitzen zwar eine ältere Arbeit über den Einfluß der Universität Göttingen auf die Anfänge des russischen Liberalismus<sup>8)</sup>; über die Russen in Marburg sprach, wie schon erwähnt, A. Rammelmeyer. Aber was wissen wir über den Anteil anderer Lehranstalten an dieser Bildungsarbeit, den Bergakademien oder dem Berliner Collegium medico-chirurgicum? Was über den Heidelberger Russenkreis der sechziger Jahre, als Mendelejev, Sečenov, Borodin und andere vielversprechende junge Russen sich dort weiterbildeten<sup>9)</sup>?

An diesem Punkte darf ich, rückblickend auf das bereits Gesagte, mich daran erinnern, daß ich von einer zunächst nur einseitig west-östlich verlaufenden kulturellen Beeinflussung gesprochen habe. Wir haben nun zu fragen, wann dies anders ge-

---

7) Einen Beitrag zu dieser Frage bildet mein Aufsatz „Aus der Geschichte eines eingeborenen Gelehrtenstandes ausländischer Herkunft in Rußland“, in Festschrift für Max Vasmer (1956), S. 28—38.

8) M. Wischnitzer, Die Universität Göttingen in der Entwicklung der liberalen Ideen in Rußland (Berlin 1907).

9) Einige dieser Themen werden in meinem demnächst erscheinenden Band „Beiträge zur Geschichte der deutsch-russischen kulturellen Beziehungen“ behandelt werden.

worden ist und ob auch das, was Deutschland der russischen Kultur und der russischen Wissenschaft verdankt, Aufgabe der Forschung werden kann. Sie werden mich sogleich an die Bedeutung der klassischen russischen Literatur erinnern, die mindestens in Dostojewsky und Tolstoj in Deutschland wirksam geworden ist, und Sie werden von den der Welt gehörenden Leistungen der russischen Naturwissenschaft, etwa eines Mendelejev oder Pavlov sprechen. Doch beides sind nicht auf Deutschland beschränkte Geschenke russischen Geistes, und wenn das erste Thema auch Aufgabe der deutschen Literaturwissenschaft sein kann, so gehört das zweite eindeutig in die allgemeine Geschichte der Wissenschaften. Eine nennenswerte russische Einwanderung nach Deutschland hat es bis zur großen russischen Emigration von 1918 nicht gegeben, und dieser gehörten zum geringsten Teil Kreise der Wissenschaft an. Eine Betätigung russischer Gelehrter an sichtbarer Stelle in Deutschland gehört zu den Ausnahmen, auch wenn schon 1754 Ivan Poletika für zwei Jahre einen medizinischen Lehrstuhl in Kiel bekleidet hat. Groß ist die Zahl russischer Assistenten bei bedeutenden deutschen Naturforschern wie etwa bei Helmholtz, aber dies gehört in das Gebiet der Ausbildung von Russen in Deutschland; kaum einer von ihnen hat es bis zur Habilitation an einer deutschen Hochschule gebracht, bringen wollen. Die politischen Emigranten des 19. Jahrhunderts zeigten wenig wissenschaftlichen Ehrgeiz und wenig Neigung, auf die Dauer in Deutschland Fuß zu fassen; ihre Blicke blieben auf Rußland gerichtet. Und wo in neuerer Zeit ein russischer Name in den Reihen der deutschen Wissenschaft erscheint wie der des Geologen Sergei v. Bubnoff, handelt es sich um einen Einzelfall, zudem noch um einen bereits deutsch erzogenen Sohn einer deutschen Mutter. So werden wir wohl die Frage nach einer nennenswerten Bewegung in der ost-westlichen Gegenrichtung resignierend negativ beantworten müssen. Was uns als Forschern aber einen Ersatz, vor allem auch als Quelle für die Erfassung eines wissenschaftlichen Kontakts zwischen Deutschen und Russen, bieten kann, sind die gelehrten Briefwechsel, die an vielen Stellen bewahrt werden und beweisen, daß während des 19. Jahrhunderts eine enge Verbindung zwischen Gelehrten der einzelnen Fächer über die Grenzen hinweg erwachsen ist und daß das Gelehrtentum in Rußland zur Weltrepublik der Wissenschaft gehört hat. Nicht Isolierung, sondern Austausch und Zusammenarbeit hießen die Grundsätze im wissenschaftlichen Leben. Möge es uns zu unserem bescheidenen Teil gelingen, Ähnliches wenigstens in Ansätzen wieder anbahnen zu helfen!

## Bodengeschichte

Antrittsrede anlässlich der Rektoratsübergabe am 2. Dezember 1959

Was wir heute als „Boden“ bezeichnen, ist nicht einfach eine aufgelockerte Hülle über den Gesteinen unserer Kontinente, die eine Entwicklung des Landbaues ermöglicht, sondern ein überaus verwickeltes Naturgebilde. Es entsteht durch das Ineinandewirken der Komponenten der Gesteinshülle der Erde und der Komponenten der Atmosphäre einschließlich des Wassers unter Beteiligung der in diesem Grenzbereich lebenden Organismen. Die Kombination dieser Faktoren weist, wie wir wissen, örtlich die größten Unterschiede auf, was ihre spezifische Artung und ihre Intensität anlangt. So wird die Bodenhülle unserer Erde, die „Pedosphäre“, zu einem der vielgestaltigsten Bereiche der Biosphäre.

Es ist demnach verständlich, daß die Forschung sich erst relativ spät einen ordnenden Überblick über die Fülle der Erscheinungen verschaffen konnte, der auch heute bei weitem noch nicht als vollständig bezeichnet werden kann.

Die eigentümlichen Schwierigkeiten bei der Erforschung und Klärung der Besonderheiten eines gegebenen Bodens beruhen darin, daß er nie als ein statisches Gebilde gefaßt werden kann, sondern nur als das Ergebnis eines aus vielen Einzelvorgängen zusammengesetzten Prozesses zu verstehen ist. Es ist also das gleichzeitige Wirken von Umsetzungstendenzen zu ergründen, der die einzelnen Komponenten in unterschiedlicher Intensität unterliegen, und die auch unterschiedlichen Charakter besitzen.

So ist etwa die Umsetzung der mineralischen Komponente der Böden vorwiegend gekennzeichnet durch eine langsam, aber in einer Richtung fortschreitende Umwandlung von Gesteinsmineralen in Bodenminerale, d. h. den Vorgang der Verwitterung. Im Gegensatz dazu weisen die mit Beteiligung der Vegetation ablaufenden Vorgänge ausgesprochene Kreislauf-Tendenzen auf, indem mineralische Bestandteile beim Aufbau der lebenden Organismen in diese aufgenommen werden, um nach deren Abbau wieder in den Boden zurückzugelangen. Die in diesen biologischen Kreislauf einbezogenen Mineralstoffe sind bei ihrer Rückkehr in den Boden wiederum nicht ohne Einfluß auf die abiotischen Vorgänge.

Es zeigt sich also, daß einseitig gerichtete und zyklische Prozesse im Boden aufs innigste ineinandergreifen. Durch ein dynamisches Gleichgewicht sind ihrem Anteil und ihrer Beschaffenheit nach vor allem die organischen Stoffe gekennzeichnet, die als „Humus“ nach chemisch-biologischen Umwandlungen im Boden für längere Zeit erhalten bleiben. Sie sind trotz längerer Dauer ihres Bestehens keineswegs statische Gebilde. Vielmehr werden



sie bei gleichbleibenden Umweltbedingungen im gleichen Zeitmaß aufgebaut und abgebaut, d. h. mineralisiert. So zeigten neuere Untersuchungen nach der Radiokarbon-Methode, daß in Böden, die etwa ein Alter von 20 000 Jahren besaßen, die organische Bodensubstanz ein solches von 200 bis 400 Jahren aufwies.

In dieses verwickelte dynamische System schaltet sich der Landbau treibende Mensch ein und löst durch seine Maßnahmen die vielfältigsten Veränderungen in ihm aus. Von der Beschaffenheit der dieserart abgewandelten Verhältnisse hängt wesentlich der Erfolg des Landbaues, d. h. die Höhe und die Güte der erzielten Erträge, ab. Im Laufe der Geschichte des Landbaues ist eine Fülle von Verfahren entwickelt worden, um das erstrebte Ziel zu erreichen und zu sichern. Die Kurve der Ertragsleistungen in den im Landbau fortgeschrittenen Ländern erweist die Erfolge dieses Bemühens. Trotzdem sind wir noch keineswegs zu einer vollen Beherrschung der in unserem Machtbereich liegenden Faktoren der Ertragsbildung auf unseren Böden gelangt. Die Ursache beruht darin, daß viele dieser Faktoren unter der Bodenoberfläche verborgen liegen und im einzelnen erst durch eine mühevollen Analyse der Gegebenheiten im Boden und ihrer Beziehungen zur Bildung von Erträgen erfaßt werden können.

Für die Zukunft der Menschheit ist es eine Lebensfrage, in dieser Richtung die Erkenntnis fortzuentwickeln. Es wird sich nicht nur darum handeln, vorhandene Böden aufs beste zu nutzen, sondern sie auch zu erhalten oder gar zu schaffen. Für die Lösung dieser Aufgaben wird es von nicht geringem Wert sein, sich ein klares Bild von der Wirkung des Menschen auf die von ihm genutzten Böden zu machen. Es mag daher gerechtfertigt sein, der Menschheitsgeschichte eine Geschichte des Bodens gegenüberzustellen, die wesentliche Züge des menschlichen Wirkens widerspiegeln kann. Unsere Kenntnisse sind in dieser Beziehung noch lückenhaft und die Befunde oft nicht widerspruchlos deutbar. Trotzdem sei eine Betrachtung solcher Art versucht.

Gehen wir weit in den Bereich der Vorgeschichte zurück, so haben wir vor allem auch das Auftreten von Klima-Veränderungen zu berücksichtigen, die Wandlungen der natürlichen Vegetation und als Folge davon Umprägungen der Bodentypen auslösten. Da auch der Eingriff des Menschen in jenen frühen Jahrtausenden die natürliche Vegetation wandelte, ist oft die Scheidung dieser beiden Faktoren nicht eindeutig durchzuführen. Bei gleichzeitigem Auftreten können sie sich gegenseitig verstärken oder auch gegeneinander wirken.

Betrachten wir das Wirken der neolithischen Bandkeramiker, die im 4. vorchristlichen Jahrtausend weite Teile Mitteleuropas besiedelten. Wir wissen heute, daß reines Hirtennomadentum für diese frühen Kulturen nicht kennzeichnend ist, sondern daß im allgemeinen ein bescheidener Ackerbau betrieben wurde. So lichteteten diese in weit verstreuten Gruppen lebenden Neolithiker örtlich den fast geschlossenen Wald aus. Sie schufen für ihren Land-

bau offene Flächen durch Brandwirtschaft, d. h. sie beseitigten im Umkreis ihrer Siedlungen den Baumbestand durch Feuer und bauten auf den frischen Flächen ihre Nutzpflanzen an, denen zugleich die Nährstoffe aus der Holzasche zugute kamen. Nach Erschöpfung des Bodens wurde die Siedlung an einen anderen Ort verlegt. Während der landbaulichen Nutzungsperiode wurde durch die Offenheit des Geländes, stärkere Erwärmung, Windbewegung und Verdunstung ein trockeneres Ortsklima geschaffen. Bevor sich dieses aber auf den Boden auswirken konnte, wurde der Siedlungsplatz verlassen, und der Wald schloß sich wieder. Anders mußte dies werden, sobald mit zunehmender Besiedlungsdichte zum mindesten örtlich eine bleibende Auflichtung des Waldes auftrat. Die daraus sich ergebende Auswirkung auf den Boden mußte sich verstärken, wenn die Besiedlung bis in die Eisenzeit hineinreichte oder in bleibender Form in dieser wieder aufgenommen wurde. Mit dieser Periode trat in Mittel- und West-Europa eine Klimaverschlechterung ein, die bei den Böden die Tendenz zur Auslaugung auslöste. In offen gehaltenem Lande wird diese Tendenz mehr oder minder abgeschwächt worden sein.

Anders muß das Zusammenwirken klimatischer und menschlicher Einflüsse im maritimen Nordwest-Europa gewesen sein, z. B. in Irland oder in den Küstengebieten um die Deutsche Bucht. Auch hier griffen spätneolithische und bronzezeitliche Siedler in ähnlicher Weise bereits die Waldbestände an. Sie öffneten damit zugleich das Land fortschreitend dem Einfall der Seewinde. Als aber die eisenzeitliche Klimaverschlechterung einsetzte, wurde nicht nur das Aufkommen neuen Waldwuchses behindert, sondern es fand zugleich eine übermäßige Durchfeuchtung und Auslaugung der Böden statt. So überzogen sich weite Flächen Irlands nun mit Hochmooren, während die Sande der nordwestdeutschen Geest von der Heide erobert wurden. Hier haben klimatische Einflüsse und Eingriffe des Menschen in gleicher Richtung gewirkt.

Während in Mittel- und West-Europa die Neolithiker schweiften, erstanden in Mesopotamien und am Nil die frühesten Hochkulturen. Sie sind gekennzeichnet durch die Bildung dauerhafter ländlicher und städtischer Siedlungen und einer dichten Besiedlung mit stark differenziertem Gefüge. Wenn der Mensch hier bewußt seine Gesellschaft ordnete, so dürfte dies auch in seinem Verhalten zum Boden zum Ausdruck kommen. Er war bestrebt, auch diesen ganz in seinem Sinne zu beherrschen, ja gar zu schaffen, wie die Paläste seiner Städte und die Zikkurat, die seine Tempel trugen, oder die Pyramiden als Grabmäler seiner Könige. Die Flußniederungen des Zweistromlandes und des Nils boten hierzu die natürlichen Voraussetzungen. In einem sorgfältig ausgearbeiteten System wurden in Mesopotamien die schlammhaltigen Flußwässer den Feldern zugeleitet und am Nil die regelmäßigen Fluten entsprechend genutzt. So wurde nicht nur eine Düngung, sondern ein ständiger Aufbau des Bodens erzielt. Im Gegensatz zu dem wandernden Neolithiker blieb der Sumerer, Akkader oder

Ägypter nicht mehr umschlossen von einer wenig veränderten Naturlandschaft, sondern er schuf sich einen eigenen Herrschaftsbereich, dem sein Wille einen Plan aufprägte bis zur Ausformung des genutzten Bodens. Bei der Fülle menschlicher Arbeitskraft geschah diese Nutzung mehr nach Art des Gartenbaues als der des Ackerbaues späterer Jahrhunderte, also in einer Form, die eine sehr intensive Beeinflussung des Bodens bedeutet. Aus seinem Landbau war die Wirkung des Feuers ausgeschaltet, das immer einen nicht ganz zu bändigenden und daher beunruhigenden Faktor der Wald- und vor allem der Steppen-Kulturen darstellte.

Wie der Mensch das Erz gewann, es zu Kupfer verhüttete oder zur Bronze legierte, so eignete er sich das Land an und machte es sich nutzbar. Unter den Bedingungen der Bewässerungskulturen löste er es damit weitgehend aus den natürlichen Gegebenheiten, so, wie er das Erz in Metall verwandelte. Wie er das Metall zum Werkzeug, Schmuck oder zur Waffe gestaltete, so wurde der Boden für ihn gleichsam zum Gebrauchsgegenstand. Diese Feststellung erscheint wichtig, denn sie kann die eigentümliche Tatsache erklären, die wir, wenn auch mit unterschiedlicher Ausprägung, in der Geschichte des Landbaues finden. Dem Bewußtsein der Beherrschung des genutzten Bodens entspricht nicht zugleich eine Erkenntnis des Einbezogenenseins in weitgespannte autonome Abläufe der Natur, die zu deren Erforschung auffordert. Wenn solche Gedanken dem Ägypter fern blieben, so ist dies wohl verständlich aus der großen Regelmäßigkeit des An- und Abswellens des Nils. Anders in Mesopotamien, wo die Wasserführung der Flüsse unregelmäßig wechselte und damit den wohlgeordneten Plan der Bewässerungswirtschaft gefährdete. Diese Tatsache führte aber die Akkader nie zu einer Erforschung der Ursachen für den Wechsel der Wasserzufuhr aus den Einzugsgebieten, vielmehr nahmen sie diesen als Fügungen der Gottheiten hin. Bei der immer drohenden Gefährdung ihrer Lebensgrundlage erklärt sich so zum Teil die ständige Beängstigung des Akkaders durch drohende Dämonen.

Beherrscht bei den Bewässerungskulturen der Mensch das Land, indem er sich in einer gartenbauähnlichen Wirtschaftsweise den nutzbaren Boden schafft, so gilt das in ähnlicher Weise in den wohl wenig später entwickelten Trockenkulturen an den beregneten Hängen des „Fruchtbaren Halbmondes“, vor allem in Palästina und Syrien. Um in diesen durchweg hängigen bis steilen Lagen den nutzbaren Boden zu erhalten oder zu schaffen, waren Erdbewegungen auszuführen, die die Geländeform umgestalteten. Sie führten zur Bildung eines dichten Systems von Terrassen, auf denen mäßig geneigte Bodenflächen bequem bewirtschaftet werden konnten.

In dieser Stufung der Hänge begegnen wir erstmalig zugleich der bewußten Abwehr einer Gefahr, die ständig den Landbau des Menschen in größeren Siedlungsgebieten belauert, nämlich der Abschwemmung des Bodens durch oberflächlich abströmende Wässer.

Vorgänge dieser Art verändern die Böden dadurch, daß sie ihre Substanz als Ganzes angreifen. Bei gemäßigtem Ablauf werden fortschreitend die obersten, durch Kulturmaßnahmen verbesserten Schichten fortgeführt. Extreme Wirkungen zeigen sich andererseits in der Einschneidung tiefer Rinnen und Gräben in die Erdoberfläche, die zu völliger Zerstörung des Bodens führen.

Die Gefahren dieser Art sind besonders groß unter den klimatischen Bedingungen des Mittelmeerraumes, die gekennzeichnet sind durch das plötzliche Auftreten heftiger Regenfälle im Herbst nach dörrender Hitze im Sommer. So erfordert die Anlage und Erhaltung der Terrassen nicht mindere Kunst und Aufmerksamkeit, wie die Bewässerungswirtschaft. Immer sinnreicher mußte zugleich die Planung der Terrassenanlagen werden, als die Bewässerung in trockenen Gebieten mit der Terrassierung verbunden wurde. Sie wurde zunächst von Quellen aus durchgeführt, geschah aber später von Zisternen aus, nachdem etwa zu Beginn des 1. vorchristlichen Jahrtausends ein wasserfester Mörtel erfunden war.

Es ist verständlich, daß derart fein organisierte Nutzungssysteme äußerst empfindlich gegen Störungen ihres Wirkens sind. Die Geschichte des Nahen Ostens bietet zahlreiche Beispiele der Auswirkung kriegerischer Verwicklungen, die diese Anlagen in Unordnung brachten und zugleich zum Bodenverfall führten. Gerade um jenes Gebiet mit seinen Hochkulturen schweiften am Rande der Wüste stets primitive Nomaden, die von den Reichtümern der Siedlungen zu Raubzügen angelockt wurden. Wenn diese Nomaden wohl zunächst einen dürftigen Landbau zur Deckung ihres notwendigsten Bedarfs betrieben, so gaben sie diesen in der Nachbarschaft der Landbaugebiete auf, um durch Tauschhandel, ebenso oft aber auch mit Gewalt sich der erwünschten Güter zu bemächtigen. Erlangten Nomaden die Oberhand oder wurde mit dem Wanderhirtenwesen eine nomadenartige Nutzungsweise herrschend, so bedeutete dies Niedergang und Bodenverfall. Dies widerfuhr dem Fruchtbaren Halbmond beim Mongoleneinfall und später in der Mameluken- und Türkenzeit vom 13. Jahrhundert an, bis die bedrückende Landschaft der Öde und des Verfalls entstand, die uns heute entgegentritt.

An der Grenze dieser Bereiche ständiger Trockenheit werden nun die Böden vor allem auch von der Abtragung durch den Wind betroffen, wo durch unregelmäßige Beweidung die an sich schon dürftige Pflanzendecke aufgelöst wird. Die besonders empfindlichen Gleichgewichte werden zugunsten der Wüste verschoben, die stetig gegen die Randbereiche vorrückt. In Afrika ist dieser Vorgang bei den Sahel- und Steppen-Zonen um die Sahara noch allgemein im Fortschreiten, ebenso wie in den Trockengebieten im Süden des Kontinents. Für den Mittelmeer-Bereich äußert ein hervorragender Kenner der Verhältnisse: „Der Nomade ist nicht der Sohn, sondern der Vater der Wüste.“

Wo zugleich ein starker Bevölkerungsdruck zu einem Beharren oder gar einem Vordringen landbautreibender Siedler in Trocken-

gebiete führt, erfolgt von zwei Seiten der Angriff auf die empfindliche Vegetation. Ihre weitgehende Verdrängung durch Ackerbau und Nomaden gibt dann leichte Böden in größtem Umfang dem Winde und dem Verfall preis. Wir haben ein Beispiel solcher überaus ernsthaften Situation in Rajastan, dem trockenen Nordwesten Indiens.

Wir wissen auch, daß ein anderer alter Kulturraum von ähnlichen Wechselfällen heimgesucht war. Es ist dies der älteste und bald dicht besiedelte Raum Chinas im südlichen Shensi und im östlichen Kansu. Auch hier Bewässerungskulturen im Tal des Weiho und Hangkulturen an den angrenzenden Gebirgen seit der Chou-Zeit, die etwa um das Jahr 1050 vor Christi Geburt begann. Auch hier folgten Perioden des Verfalls der Böden zur Zeit kriegerischer Wirren. Zugleich wurden über Jahrhunderte hinaus in das Gebiet immer wieder empfindliche Störungen durch nomadische Turk- und Mongolen-Stämme getragen, die oft dem Landbau gänzlich ablehnend gegenüberstanden und bestrebt waren, die Kulturböden wieder in Weideland zu verwandeln. Es ist interessant, daß bodenkundliche Untersuchungen in neuester Zeit Anzeichen dieser wechselvollen Bodengeschichte erkennen ließen. Die Befunde zeigten einmal, daß der chinesische Bauer offenbar seit vielen Jahrhunderten schon seine Böden aufbaute, indem er große Mengen von mineralischen Massen zusammen mit organischen Abfällen auf seine Felder brachte, so daß Auflagen bis zu 80 cm Mächtigkeit festgestellt werden konnten. Zugleich konnte aber allenthalben die Wirkung von Bodenabschwemmungen beobachtet werden, und heute liegt ein vielgestaltiges Bodenmosaik vor, in dem Bodenaufbau und Bodenabbau in den verschiedensten Verknüpfungen ineinandergreifen.

Die nun beginnende intensivere Erforschung der Bodenverhältnisse des gesamten chinesischen Raumes wird uns noch manche lehrreichen Einblicke in die Beziehungen zwischen Landbau-geschichte und Bodengeschichte bringen. Betrübbende Befunde sind schon darum vorherzusehen, weil Nord- und Mittelchina bereits am Anfang des 16. Jahrhunderts fast ganz entwaldet waren. So setzte auch um diese Zeit ein verstärkter Druck auf die bis dahin weniger erschlossenen südlichen Teile des Landes ein, der neben der Besiedlung auch die Sicherung des Holzbedarfes aus den dort vorhandenen Wäldern zum Ziele hatte. In dem bewegten Relief Südchinas zeigen demnach heute die Böden bei der hohen Intensität der Niederschläge stärkste Veränderungen und Zerstörungen durch Abschwemmung.

Kehren wir in den uns näher liegenden und besser erforschten Mittelmeerraum zurück. Auch in den Ländern der Hochkulturen außerhalb der großen Flußniederungen waren stets zugleich Vorgänge des Bodenabbaues durch unpflegliche Nutzung und Bodenabschwemmung im Gange. Sie wurden bedingt durch die Wanderweidenutzung, die sich auf Kosten des Waldes in den unzugänglicheren und steileren Lagen immer mehr ausbreitete. War

in dem Kulturland an die Stelle des bodenerhaltenden Waldes der ebenso wirksame Stufenbau getreten, so verfiel der Boden im Bereich der unregelmäßigen Beweidung bei empfindlicher Minderung seines Humusgehaltes einer Verschlechterung seines physikalischen Zustandes. Der Verbiß durch das Vieh unterdrückte die Erneuerung des Baum- und Strauchwuchses. Ein übriges tat das Brennen des Gestrüpps durch die Hirten, die damit das Wachstum zarterer Pflanzen fördern wollten. Alles schuf die Voraussetzungen für die Entwicklung des Bodenabtrags durch Wasser.

So dürfte auch in diesen Landschaften meist ein Nebeneinander von Bodenpflege und Bodenaufbau einerseits und Bodenzerstörung andererseits bestanden haben. Verständlich wird es damit auch, wenn wir finden, daß oberhalb eines Flußstaudammes für Bewässerungszwecke aus der Zeit der Nabatäer sich im Flußbett bereits kleinere Stauwerke befinden, die den von den Bergen abgeschwemmten Bodenschlamm zurückhalten sollten. Die ganze Geschichte des Bodens im Mittelmeerraum wird im weiteren Verlauf eng verknüpft sein mit dem Angriff des Menschen auf den Wald außerhalb der sorgsam bewirtschafteten Landbaugebiete.

Dies gilt für das antike Griechenland. Luftaufnahmen im Mittelmeerraum, die im letzten Kriege von den Engländern begonnen wurden, und deren Ergebnisse bei weitem noch nicht voll ausgewertet sind, haben hierüber gänzlich neue Aufschlüsse gegeben. So zeigen Bilder vom Himittos bei Athen Spuren einer sorgfältigen Flurgliederung und Terrassierung, die in ihrer Anpassung an die Geländeformen auf eine gute Bodenpflege in diesem stadtnahen Bereich hinweisen. Ähnlich dürfte es im Umkreis aller Städte und Siedlungen im Gebirgsland gewesen sein, und es werden Verhältnisse vorgelegen haben, wie wir sie heute noch z. B. am Libanon oder an der südfranzösischen Mittelmeerküste vorfinden.

Andererseits treffen wir schon verhältnismäßig früh auf Hinweise auf einen Bodenverfall außerhalb dieser wohlgeordneten stadtnahen Zonen. Am bekanntesten sind wohl die Worte im „Kritias“ des Platon über das athenische Land: „Da nun in den neuntausend Jahren ... viele und mächtige Überschwemmungen stattfanden, so dämmte sich die von den Höhen abgeschwemmte Erde nicht, wie anderwärts, hoch auf, sondern sie verschwand, immer ringsherum abgeschwemmt, in die Tiefe. Es sind nun aber gleichsam die Knochen des erkrankten Körpers noch vorhanden, indem nach dem Herabschwemmen des fetten und lockeren Bodens nur der hagere Leib des Landes zurückblieb. In dem noch unverehrten Lande aber erschienen die Berge wie Erdhügel, die Talgründe waren mit fetter Erde bedeckt, und die Berge bekränzten dichte Waldungen, von denen jetzt noch augenfällige Spuren vorhanden sind.“ Es folgen Hinweise auf die Bedeutung des Waldes für die Speisung der Quellen, die ganz unseren Erkenntnissen entsprechen. Wenn zugleich gesagt wird, daß einst das Weideland auf den Berghängen gut war, so wird die ständige und übermäßige Weidenutzung in den stark besiedelten Gebieten als Ursache des

Bodenverfalls schon damals weit verbreitet gewesen sein. Wie das mit dem Weidebetrieb verbundene Brennen als ständige Gefahr empfunden wurde, zeigen die Wünsche aus den „Eumeniden“ des Äschylos:

„Baumverzehrend Unheil wird nicht wehn,  
Solche Gab' künd ich euch;  
Brand, die jungen Reiser raubend, findet  
Über eure Grenze nicht.“

Gerade in dem leichter zugänglichen Land am Gebirgsfuß kann mit einer Begrenzung der Ausweitung gepflegten Ackerlandes durch umschließendes Weideland gerechnet werden. Während aber z. B. Athen diese für die Ernährung seiner Bevölkerung bedrohliche Lage durch den Ausbau eines weitreichenden Seehandels überwinden konnte, wird vermutet, daß Jahrhunderte zuvor der Niedergang von Mykenä oder Orchomenos durch das Fehlen dieser Möglichkeit mit bedingt gewesen sei. Immerhin behielten die höheren und unzugänglichen Berglagen im klassischen Griechenland noch überwiegend ihre schützende Walddecke.

Auch im Römischen Reich erhielten sich, in die Weite übertragen, diese Verhältnisse. Den Ausmaßen der Gebiete entsprechend, werden größere örtliche Unterschiede bestanden haben. Insbesondere in neu eroberten Gebieten scheinen aber rücksichtslose Ausbeutungsweisen zu großer Schädigung der Böden geführt zu haben. Dies wird für Sizilien berichtet. Ferner zwang die in den Punischen Kriegen eingeschleppte Malaria zur Aufgabe einfach und sicher zu bewirtschaftender Gebiete in den Niederungen und zu einer verstärkten Beanspruchung von Berglagen. Andererseits entwickelten die nüchternen Römer die von den Griechen übernommenen Kenntnisse der Beurteilung und Pflege der Böden erheblich fort. Die Schutzwirkung des Waldes in Gebirgen wird stets deutlich hervorgehoben. Aber der erhöhte Holzbedarf für Bauzwecke, Erzverhüttung usw. bedingt verschiedentlich übermäßige Eingriffe, die auch große Bodenschäden auslösen. Schließlich ist es bemerkenswert, daß die für die Besiedlungsplanung geschaffene centuriatio, die Aufteilung des Landes in regelmäßige große Gevierte, offenbar in gebirgigen Gegenden dem Bodenverfall Vorschub leisten konnte. Dieses Verfahren war durchaus angemessen in den großen Ebenen der Gallia Cisalpina, in Nordafrika usw. Sie wurde aber auch mitunter ohne Berücksichtigung der Geländeverhältnisse auf gebirgige Lagen übertragen und gestattete dann nicht immer eine Anpassung der Feldgrenzen an die Gefälle, das Merkmal des pfleglichen Hangbaues.

Im großen und ganzen blieben aber die Bodenschäden in erträglichen Grenzen, denn auch die Latifundienwirtschaft hat sich, wie Heichelheim nachwies, nicht nachteiliger ausgewirkt als die bäuerliche Bewirtschaftung. Die Wirren der Völkerwanderungszeit führten zu einem Rückgang der Ackerflächen, wenn auch wohl die Waldflächen in erhöhtem Maße der Buschgesellschaft der Macchia

und Phrygana wichen. Dies bedeutete zwar eine Wertminderung der Böden, aber nicht unbedingt ihren Verfall.

So blieben etwa die Verhältnisse bis etwa ins 13. Jahrhundert, wenn auch mit zunehmender Bevölkerungsdichte der Angriff des Menschen auf die den Boden schützende Vegetation stetig zunahm. Man ist heute zu dem Ergebnis gekommen, daß erst um diese Zeit die großen Bodenzerstörungen einsetzten, welche die Gebirge um das Mittelmeer in Ödnisse verwandelten. Neben dem übersteigerten Abtrieb der Wälder zur Gewinnung von Nutzholz war die Ursache vor allem das Aufkommen der großen Wanderherden, die auch den Graswuchs unterdrückten und allen Waldwuchs unmöglich machten. Damals schritten wohl die Verschlammungen der Küstenebenen schnell voran, die zur Ausweitung der verseuchten Sumpfniederungen führten und alte Siedlungen wie Spina im Po-Delta oder Apollonia in der albanischen Muzakja endgültig versinken ließen.

In West- und Mitteleuropa folgte im Mittelalter mit dem Eintreten ruhigerer Verhältnisse bei steigender Bevölkerungszahl eine Ausweitung des Landbaues. Damit war das allgemeine Vorrücken gegen die natürliche Pflanzendecke, insbesondere den Wald, eingeleitet. Es ist bekannt, welche Rolle bei der Ausführung dieser Rodungen die Klöster spielten. Ihnen wird es andererseits zugeschrieben, daß der einheimischen Bevölkerung aus den Schätzen der Klosterbibliotheken die Erfahrungen der Alten in der Bodenpflege übermittelt wurden. So darf angenommen werden, daß auch vielerorts sich um die Siedlungen ein Bereich sorgfältig betriebenen Landbaues ausbreitete. Jedoch muß zugleich damit gerechnet werden, daß diese Bereiche umgürtet waren von Flächen, die als Feldweide mit kurzfristigem (etwa 1- bis 2jährigem) Ackerbau und als Waldweide genutzt wurden. Diese Flächen übertrafen an Größe um ein Vielfaches die ständig bebauten Äcker. Sie vor allem werden in Hanglagen von Bodenverlusten betroffen worden sein, wenn auch diese Vorgänge unter den Bedingungen des gemäßigten Klimas wesentlich gemildert waren. Einigermaßen günstig für die Erhaltung des Bodens blieben oft die Verhältnisse in den äußersten Bereichen der landwirtschaftlichen Nutzung, wo in der Waldbrandwirtschaft nur in Abständen von 10 bis 20 Jahren jeweils nach dem Abbrennen des Niederwaldes für ein Jahr ein Acker angelegt wurde. Wo aber in der Niederwaldperiode ständig eine starke Beweidung stattfand, schritt der Abbau des Bodens unaufhaltsam fort. Einen mittelbaren Hinweis auf diese Vorgänge in den mittelalterlichen Rodungsgebieten geben die 1 bis 2 m mächtigen Auelehmdecken, die erst um diese Zeit in den Talungen unserer mitteldeutschen Flüsse zur Ablagerung kamen. Nachdem man ihnen früher ein viel höheres Alter zuschrieb, konnte für das Leine- und Weser-Tal ihre späte und relativ schnelle Bildung als Folge des Bodenabtrags in den Rodungsgebieten erwiesen werden.

Die Eroberung des Landes durch die Landwirtschaft drang nun schnell vor, oft gefördert durch landesherrliche Wünsche, teils



allerdings auch gehemmt durch die Sorge um die Erhaltung der Jagdreviere. Sogar schon ein alter angelsächsischer Dichter nannte den Landmann den „grauen Feind des Waldes“. Immer mehr schließen sich die von der Besiedlung beeinflussten Flächen zusammen, und entsprechend weitet sich die Gefährdung der Böden aus, bis ein Höhepunkt im 14. Jahrhundert erreicht ist.

Wenn dann jene vieldiskutierte rückläufige Bewegung, d. h. die Aufgabe von Siedlungen und die Ausbreitung des Waldes auf bisher landwirtschaftlich genutzte Flächen einsetzt, so gilt dies doch nicht allgemein, vor allem weniger für Ostdeutschland. Während zudem der Anteil des durch die geschilderte Bewirtschaftung gefährdeten Bodens zurückgeht, wird der Angriff auf die nunmehr zusammengefaßten Areale energischer. Auch setzte mit dem 16. Jahrhundert eine neuerliche Ausweitung des Landbaues ein. Auf den ständig beackerten Flächen in Ortsnähe waren es vor allem die Jahre der Brache in der Zwei- oder Dreifelder-Wirtschaft, in denen der Boden ohne Pflanzendecke war, da diese stark beweidet wurde oder gar als Schwarzbrache bloßlag. Die Lage war dort besonders kritisch, wo bei Flurzwang große geschlossene Teile einer Gemarkung in Brache lagen. Auch wurde die Dauer der Ruhezeiten auf den Feldweide- und Brandflächen ständig verkürzt, und die Flächen mit ständigem Ackerbau wuchsen in die Außenbereiche vor. Daß mit dem Eingriff in die Waldbestände durch das Aufkommen der Industrie, Hütten, Glaswerke u. a. in kritischem Gelände bleibende Bodenschäden verursacht werden konnten, ist verständlich. So sind Aufzeichnungen des 17. und 18. Jahrhunderts voll von Klagen über Bodenabschwemmungen und Landzerstörung, auch durch Verschüttung von Kulturland in den Tälern.

Während in Nordeuropa die Entwicklung ähnlich, wenn auch mit spezifischen Zügen und in anderem Rhythmus ablief, war dies in Osteuropa jenseits Polens anders. Das frühe Mittelalter ist in Dunkel gehüllt. Bestimmt ist der spätere Verlauf durch die Beherrschung der Steppengebiete durch die Nomadenstämme bis zu ihrem endgültigen Niedergang im 16. Jahrhundert. Der Landbau im alten Moskowitereich war auf die Laubwaldzone Mittelrußlands zusammengedrängt. Die starke Rodung und landwirtschaftliche Nutzung in diesem z. T. recht bewegten Gelände führte nach Angaben russischer Forscher bereits damals zu empfindlichen Bodenverlusten. Dies wird verständlich durch den Hinweis, daß in den Gebieten um Moskau, Rjasan, Twerj usw. gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Waldfläche nur ein Fünftel bis ein Zehntel der heutigen betrug. Danach setzte, zugleich unter der Wirkung der politischen Verhältnisse, eine immer zunehmende Abwanderung von Bauern in die Steppen-Gebiete des Südens und Südostens mit ihren fruchtbaren Schwarzerden ein. Sie bewirkte ihre fortschreitende Umwandlung in Ackerland. Entsprechend nahmen die Abbauerscheinungen auf den sehr empfindlichen Böden zu. Sie steigerten sich noch einmal bedeutend, als um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Aufhebung der Leibeigenschaft ein neuer Angriff auf die

Steppe einsetzte. So sind heute die einstigen Steppen- und Waldsteppen-Gebiete Osteuropas allenthalben durchsetzt von den Zeichen eines Bodenabbaues, der sich in der Gegenwart sogar nochmals steigerte.

Nach einer russischen Schätzung aus dem Jahre 1956 sind allein im europäischen Teil der Sowjetunion über 50 Millionen ha durch Bodenabtrag geschädigt, wovon der größte Teil auf die früheren Steppen- und Waldsteppen-Gebiete entfällt. Diese Schäden haben in letzter Zeit durch die heftig vorangetriebene Neulandgewinnung, vor allem im asiatischen Teil, eine bedenkliche Erweiterung erfahren. Es wurden dabei weite Flächen für die Bestellung umgebrochen, die bei der früheren Landnahme ausgespart blieben, weil sie zu hängig waren oder zu leichte Böden aufwiesen. So wird über Schäden durch Bodenverwehungen berichtet auf Flächen, die nach Tausenden von Hektaren zählen. Auf älterem Ackerland mit vieljähriger Getreide-Monokultur sind Staubstürme zur Landplage geworden und haben durch Schwächung der Bodendecke Ertragsrückgänge bis zu 75 % ausgelöst.

Der Neuen Welt, insbesondere den USA, war es in naher Vergangenheit beschieden, die Aufmerksamkeit der zivilisierten Menschheit auf Gefahren größten Ausmaßes für den nutzbaren Boden zu lenken. Seit dem 17. Jahrhundert war in immer beschleunigtem Fortschreiten eine Landnahme, d. h. die Umwandlung von Wald und Steppe in Acker- und Weideland, erfolgt. Da das Klima des Landes teils gekennzeichnet ist durch das Auftreten heftiger Regenfälle, teils durch extreme Dürren und starke Stürme, sind die Voraussetzungen gegeben für bedeutende Bodenverluste durch Wasser- und Windwirkung. Eine bereits im Jahre 1934 durchgeführte Schätzung ergab für schwer geschädigte Böden in den USA eine Fläche von 114 Millionen ha. Hier treten uns zum ersten Male Schäden ganz großen Ausmaßes entgegen, die durch einseitige Bodennutzung unter Monokulturen oder auch durch übertriebene Nutzung von Böden in klimatisch ungünstigen Grenzlagen bedingt waren. Die gefährlichen Monokulturen des Südens und Südostens wurden Baumwolle und Tabak, die des mittleren Westens Mais und Weizen. Getreidebau und starke, unregelmäßige Beweidung der Steppe und der Berghänge des Westens drangen vorübergehend weit in diese Trockengebiete vor, wo in Dürre Jahren durch Stürme gewaltige Flächen der Verwehung verfielen. Die Vorgänge dieses Ausmaßes führten besonders eine gefährliche Erscheinung vor Augen. Wenn nämlich von einem Herd aus durch den Wind leichte, lockere Böden in Bewegung gesetzt werden, so können sie in den anstoßenden Gebieten entsprechende Umlagerungen von Böden auslösen, die an sich weniger anfällig sind. Diese werden nämlich durch die Prallwirkung der über die Oberfläche treibenden Sandkörner aufgelockert und nun ebenfalls vom Winde abgehoben. So fressen sich die Bodenschäden über weite Gebiete fort, was zweifellos in den Halbwüsten- und Trockensteppen-Gebieten der Alten Welt eine entsprechende Rolle gespielt hat.

Das Vorgehen des Farmers und Ranchers in die großen Ebenen des Westens, das vor allem im 19. Jahrhundert ungestüm fortschritt, hat allerdings für den Nordosten des Landes eine wesentliche Besserung des Schicksals der Böden gebracht. Während die Neuengland-Staaten bisher eine ständige Verdichtung der ackerbaulichen Nutzung erfahren hatten, ging die Zahl der Farmer von der Mitte des 19. Jahrhunderts an stetig zurück. Zugleich trat an die Stelle des Ackerbaues die absolute Vorherrschaft der Weidewirtschaft. Dies geschah in Berücksichtigung der klimatischen Bedingungen, die diesen Staaten in der ackerbaulichen Erzeugung keinen Wettbewerb mit den neuen Westgebieten gestatteten. Der wesentliche Gewinn für die Böden der freigegebenen Flächen war es aber, daß sich nun die schützende Grasdecke des Weidelandes und des sich wieder ausweitenden Waldes über der Mittelgebirgslandschaft schloß. Die Böden kamen zur Ruhe und erholten sich, aber noch heute sind an ihnen allorts Schäden erkennbar, die der Ackerbau-Periode entstammen. Auch die Verwilderung der Wasserläufe durch Verschlammung ist als Folge dieser Zeiten heftiger Umgestaltung der Landschaft geblieben. Hier ist also ein bedeutsamer Wandel zugunsten der Bodenpflege eingetreten. Doch müssen wir zugeben, daß er primär durch eine Anpassung an neue wirtschaftliche Gegebenheiten und nicht durch eine Sorge um den Boden ausgelöst war. Dieser Gesichtspunkt sollte erst viel später im 20. Jahrhundert in den Vordergrund treten. Dann aber wurde es das Verdienst der Amerikaner, ihm mit der ihnen eigenen Zielstrebigkeit zu weltweiter Beachtung verholfen zu haben. Sie begannen dabei mit einer rücksichtslosen Kritik an der Bodenbewirtschaftung in ihrem eigenen Lande. Das konnte zu der Auffassung verleiten, daß Amerika bezüglich der Bodenzerstörungen einen traurigen Rekord aufwies. Dem ist nun nicht so. Vielmehr waren zugleich ungemein schwere Schäden in anderen Regionen zur Entwicklung gekommen.

Dies gilt vor allem für den Tropengürtel. Hier erfolgte in den frühen Zeiten der Kolonialwirtschaft vielerorts eine reißende Ausweitung der Pflanzungen und der Viehzuchtgebiete mit unregelmäßiger Beweidung. In mangelnder Kenntnis der Empfindlichkeit der Tropenböden und der Vergänglichkeit ihres Wertes wurden diese dabei durch das Fehlen von Schutzmaßnahmen dem Angriff der Sturzregen und des Windes ausgesetzt, und ihre Zerstörung war dann unausbleiblich. Auch hier wäre es aber ein Fehler, das Auftreten von Schäden allein den weißen Kolonialherren zur Last zu legen. Vielmehr sind es gerade die Eingeborenenkulturen, die den Böden ebenso schwere Schäden zufügen konnten. Solange die Bevölkerungsdichte in diesen Gebieten niedrig blieb, waren zwar die Schäden noch gering. Da die landbautreibenden Stämme genügend Raum für ihre „shifting cultivation“ hatten, wurden die verhältnismäßig kleinen Ackerbauflächen nach der kurzfristigen Nutzung bald wieder von der folgenden Sekundärvegetation bedeckt. Dies gilt insbesondere für die ständig feuchten Tropen mit dem üppigen

Pflanzenwuchs, der schnell wieder die freigegebenen Flächen erobert. Schwieriger ist die Lage dagegen in den wechselfeuchten Wald- und Savannen-Zonen. Hier können schon kurzfristig bloßgelegte Bodenflächen, die der dörrenden Hitze der Trockenzeit ausgesetzt waren, den heftigen Güssen der Regenzeit verfallen. Die Gefahren für den Boden steigen ins Ungemessene, wenn die Dichte der Besiedlung zunimmt oder sich örtlich aus verschiedenen Gründen Zusammenballungen der Bevölkerung bilden. Dies führt einerseits zu einer starken Ausweitung der bebauten Flächen, andererseits zu einer Verkürzung der Ruhezeiten für den Boden. Der Bereich von Guinea z. B. zeigt die Folgen in Gestalt von Bodenzerstörungen und Entwertung des Landes in krasser Form.

Das Gleiche wird bewirkt durch den übermäßigen Viehbesatz in den Weidegebieten viehzuchttreibender Stämme. Alle Kolonialfachleute wissen, daß diese schweren Probleme primär zum großen Teil auf eine Wohlfahrtsmaßnahme zurückgehen, nämlich die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse von Mensch und Tier und die dadurch gesteigerte Bevölkerungsdichte und Viehzahl. Besonders gefährlich ist die Lage dort, wo, wie in Südafrika, die Eingeborenen in Reservaten zusammengefaßt sind, die ihnen mit ihren überhöhten Viehbeständen die Freizügigkeit verwehren und so die begrenzten Bodenflächen stärkstem Verfall überantworten. Die Verwaltungen sind dieser Schwierigkeiten keineswegs Herr geworden. Es ist eine tragische Fügung, daß vom Standpunkt der Menschlichkeit hoch einzuschätzende Maßnahmen mitunter Folgen auslösten, die das Andenken der einstigen Kolonialherren bei den freiwerdenden Völkern schwer belasten.

Die Verhältnisse sind in diesen Gebieten nicht schlimmer, wenn auch kaum wesentlich günstiger, als in den Ländern Mittel- und Süd-Amerikas, die seit nunmehr fast 150 Jahren selbständig sind, und in denen ein primitiver Raubbau, vor allem Brandwirtschaft und Waldzerstörung, große Bodenflächen zur Auflösung bringen. Hier ist es besonders betrüblich, daß sich diese Vorgänge z. T. in Gebieten abspielen, in denen noch bis vor fast 500 Jahren höchst intensive Bodenkulturen betrieben wurden, die dann dem Wirken der Conquistadoren zum Opfer fielen und deren Überlieferungen ganz verfielen. Es wird z. B. geschätzt, daß das Llano-Gebiet westlich des Orinoco heute nur die Hälfte des Viehbesatzes tragen kann wie vor etwa 80 Jahren, ja wahrscheinlich sogar weniger als in der Kolonialzeit.

Es ist unmöglich, in einer Übersicht alle Formen des Bodenverfalls zu betrachten und dem überaus wechsellvollen Zusammenspiel ihrer Ursachen nachzugehen. Versuchen wir eine Bilanz der menschlichen Einwirkungen auf die Böden auf Grund unserer bisherigen Kenntnisse aufzustellen, so ergibt sich ein äußerst zwiespältiges Bild.

Bereits in der Frühzeit des Landbaues betreibt der Mensch auch einen Bodenaufbau, der, oft unter schwierigen Umweltbedingungen, ein achtungsgebietendes Ausmaß an Aufwand und Zielstrebigkeit

aufweist. Es werden im alten Europa, wie wohl auch im alten China, bedeutsame Erfahrungen über die zweckmäßige Nutzung des Bodens gesammelt. Das Erbe wird über die römische Kolonisation und später durch die landbautreibenden Mönche auf einen weiten Umkreis der antiken Welt weitergegeben. Während dann in den Mittelmeerländern die alten Kulturwerke in den Wirren des Mittelalters zerfallen, entwickelt sich der Landbau in West- und Mitteleuropa unter Nutzung eines — oft wohl nicht mehr als solches empfundenen — Erfahrungsgutes und in Anpassung an die unterschiedlichen örtlichen Gegebenheiten. Über Jahrhunderte hinweg wird diese Kunst über schwere Rückschläge hinweg gewahrt, bis in der Neuzeit die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Grundlagen des Landbaues und das Fortschreiten der Technik neue Erkenntnisse und Möglichkeiten größten Ausmaßes schaffen. Die Einführung von neuen Kulturpflanzen in Fruchtfolgen, die den Bodenverhältnissen angepaßt sind, von Bearbeitungs-, Düngungs- und Meliorationsmaßnahmen, die hier nicht im entferntesten in ihrer Vielseitigkeit betrachtet werden können, haben einem Teil der Menschheit eine sichere Existenz und ein gutes Einkommen gesichert.

Der Mensch ist durch den Einsatz einer immer steigenden technischen Leistungsmöglichkeit zum Schöpfer neuer Flächen nutzbaren Bodens geworden. Die Neulandgewinnung an Flachküsten hat natürliche Anlandungsvorgänge wesentlich beschleunigt oder bewußt abgewandelt. Die Bewässerung in Trockengebieten und die Verbesserung von ertragslosen Salzböden hat — allerdings nach manchen schweren Fehlschlägen — noch größere Gewinne eingebracht. Völlig neue Substrate, auf denen leistungsfähige Böden entstehen, sind durch die sogenannten „Tiefkulturen“ aufgebaut worden. Hierbei werden ungünstige Eigenschaften des gegebenen Substrats behoben, sei es, daß wachstumshemmende Schichten von der Oberfläche in die Tiefe verlagert und dort zum Umsatz gebracht werden, sei es, daß verdichtete Schichten in der Tiefe zerbrochen oder daß Anteile mit günstigen Eigenschaften an die Oberfläche befördert werden. Erst der Einsatz der neuzeitlichen Technik hat die Beherrschung des Grund- und Bodenwassers auf größten Flächen ermöglicht. Die intensivere Nutzung der günstigen Lagen schuf die Voraussetzung zur Aufgabe minderwertiger oder durch Überanspruchung entwerteter Böden in den Kulturländern. Das 19. Jahrhundert ist gekennzeichnet durch das Aufkommen der wissenschaftlichen Forstwirtschaft. Sie half bei der Aufforstung von Land, das durch Brandwirtschaft, Waldweide, Streuentnahme usw. abgewirtschaftet war, ebenso wie bei der Neuschaffung von Schutzwaldzonen in den hohen und steilen Gebirgslagen, in die sich der Alm- und Weide-Betrieb zu weit vorgeschoben hatten. Uralte Erfahrungen wurden hierbei ebenso genutzt, wie sie durch neue bereichert wurden.

Und doch: Neben diesen Leistungen einher vollziehen sich in vielen Gebieten Vorgänge eines schnellen Bodenverfalls in größter

Ausdehnung. Ungünstige Wandlungen der Böden werden oft erst durch die Minderung der auf ihnen erzielten Erträge offenbar, weil sie sich im Innern des Bodens abspielen. Der Rückgang der Vorräte der Böden an wichtigen Pflanzennährstoffen konnte durch die Einführung der Mineraldüngung abgefangen werden. Nicht so ist es in vielen Fällen mit dem organischen Bodenanteil, dem Humus, der in Kulturböden mit starker natürlicher oder künstlicher Durchfeuchtung einem beschleunigten Abbau unterliegt. Eingangs wurde erwähnt, daß das sog. „Alter“ der organischen Substanz in unbeeinflußten Graslandböden bei 200 bis 400 Jahren lag. Ackerland wies unter entsprechenden Bedingungen Werte unter 100 Jahren auf. Die organischen Reste erfahren demnach in Ackerland eine beschleunigte Umsetzung. Ein Schwund der organischen Bodensubstanz fördert aber immer die Tendenz zur Verdichtung von Böden und in ihrer Folge zur Verschlechterung des Wasser- und Luft-Haushaltes. Oft wird diese ungünstige Entwicklung gefördert durch die Mechanisierung der Bearbeitungs- und Erntemaßnahmen. Die Behebung dieser Verdichtungs- und Zerschlämmungstendenzen ist gerade heute noch ein Hauptproblem der bodenkundlichen Forschung. Aber der schmerzlichste negative Faktor bleibt der Abbau der Böden durch Verschwemmung und Verwehung. Dieser Vorgang begleitet über die Jahrhunderte die Geschichte des Landbaues bis in die Gegenwart, und seine Folgen zeigen sich in bedrückendem Ausmaß.

Wir stehen hier in einem Teilbereich der Menschheitsgeschichte vor einer Situation, die in einer allgemeinen Betrachtung über die Veränderungen der bewohnbaren Welt einen bedeutenden amerikanischen Geographen zu diesen nachdenklichen Schlußworten führte: „Heute, bei all unserem Bewußtsein der Macht des Menschen, betrachten viele diese als eine planvolle und zielstrebig geübte Macht. Das Zeugnis der Vergangenheit, in all seinem Umfang und seiner Vielfalt, lehrt uns, daß diese Meinung falsch ist. Die Erde hat den Griff des Menschen auf eine Art zu spüren bekommen, die nur zu verstehen ist, wenn wir die Abwege verfolgen, die er eingeschlagen hat.“

Auf unseren Gegenstand angewendet, bedeutet dies, daß die eingangs gekennzeichnete Einstellung des Menschen nicht überwunden wurde, die im Boden ein Werkzeug sieht, das er seinen zeitlichen Bedürfnissen entsprechend gestaltet und handhabt, und das seine Anteilnahme verlieren kann, wenn es verbraucht und abgenützt ist. Dieses Verhalten konnte tragbar sein in den frühen Zeiten, als die Besiedlung der Erdoberfläche spärlich, der verfügbare Raum aber schier unerschöpflich war. Heute verlangt die Zunahme der Bevölkerung und die Intensität des Angriffs auf den Boden den Entschluß, das Handeln des Menschen in die Gesetze der Natur einzufügen. Die Gefahren eines Versagens sind aufs Höchste gestiegen, aber ebenso die Kräfte, ihnen entgegenzutreten. Es kann sich kaum darum handeln, alte Zustände wieder herstellen zu wollen, von denen wir uns heute oft nur noch undeutliche Vor-

stellungen zu machen vermögen. Vielmehr muß der Mensch bewußt und unter voller Nutzung seiner Macht eine Ordnung aufbauen, die ihn allein auf die Dauer zu Ruhe und Zufriedenheit kommen läßt. Als ein Wesen der Natur kann er diese nicht nur in ungezähmtem Drange überwältigen, sondern er soll weise in ihr wirken und haushalten in dem Bewußtsein, welches kostbare Werk der Schöpfung ihm anvertraut wurde. Darin liegt die Aufgabe, im Sinne Teilhard de Chardin's im Bereich der Biosphäre eine „Noosphäre“ zu schaffen und ihrer zu walten. Ist es schon des Sinnens und Planens würdig, für einige hundert Millionen Menschen eine befriedigende Daseinsgrundlage zu schaffen, so bedeutet solches Streben nach wohlbeherrschter Ordnung eine allgemeine Aufgabe des Menschentums an sich.

Die europäische Kultur hat ihre Leitgedanken und Werte an die Völker der Erde vergeben, die in fortschreitender Befreiung daran gehen, sich ihre Wohnungen auszubauen. Will sie ihre Sendung wahren, so muß sie sich, um das Wort von Toynbee zu verwenden, auch auf diesem Bereich der „Herausforderung“ der Zeit stellen. Dann ist auch kein Platz für Untergangsstimmung und Resignation. Es bedarf aber auch keines revolutionären Umbruchs im Denken, denn die Geschichte der Menschheit ist begleitet von den schöpferischen Gedanken Sinnender und Forschender, die wieder aufzunehmen und zu erfassen sind. In der erdgeschichtlich kurzen Spanne der Menschheitsgeschichte ist stetige Umformung das Beherrschende, wie Robert Redfield in seiner Auseinandersetzung mit Gordon Childe meines Erachtens eindrucksvoll zeigen konnte. In der ehrfürchtigen Beschäftigung mit den Gedanken vergangener Generationen und ihrer Verschmelzung mit denen, die uns immer von neuem zugebracht werden, liegt die Kraft unserer Kultur begründet. Es will mir scheinen, daß in der Beschäftigung mit den Fragen der Ordnung auf der von uns beherrschten Erde der Bildung an unseren Hohen Schulen eine bedeutsame Aufgabe gestellt ist.

## Alexander von Humboldt als Persönlichkeit

Ansprache bei der Gedächtnisfeier für Alexander von Humboldt am 27. 5. 1959

Am 6. Mai 1859, um  $1\frac{1}{2}$  3 Uhr nachmittags, ging das Dasein eines 90jährigen in die ewig rätselhafte Nacht des Todes ein, der schon 15 Jahre früher sich „am späten Abend eines viel bewegten Lebens“ wußte. Damals, 1844, übergab er vier Bände seines „Kosmos“ dem deutschen Publikum, ein Werk, dessen Bild, nach Humboldts eigenen Worten, ihm in unbestimmten Umrissen fast ein halbes Jahrhundert lang vor der Seele schwebte. Am 5. Bande schrieb er bis in die letzten Wochen hinein und konnte ihn doch nicht vollenden. Das Manuskript von 85 Seiten, das der Diener Seifert noch im April an den Verleger Cotta abzusenden veranlaßt wurde, endet mit der Behandlung des Granits als eines Grundgesteins unserer Erde.

Wie war der Mann, der vom Granit bis zu den Sternen die natürliche Ordnung der Welt darzustellen sich unterfing? Lassen Sie mich für den Versuch, dazu notwendig Unzureichendes zu sagen, sein Werden und Sein in zeitlicher Folge vor Sie hinstellen.

Geboren 1769, im gleichen Jahre wie NAPOLEON und ein Jahr vor HEGEL und BEETHOVEN, im Zentrum Berlins, das damals 150 000 Einwohner hatte, wächst ALEXANDER VON HUMBOLDT zusammen mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Wilhelm heran, die meiste Zeit der frühen Jahre draußen in Tegel, wo als Sommerhaus der Eltern ein Jagdschlößchen liegt, im Eichenpark zwischen Seen, Kiefernwald und Feldern. Mit 3 Jahren kann Wilhelm, mit 6 Jahren kann Alexander lesen und schreiben. Wilhelm erweist sich bald als tüchtig in Latein und Geschichte. Alexander lernt schlecht, zeichnet gut und sammelt mit Eifer und zunehmender Systematik Insekten, Pflanzen und Gesteine. Als die Brüder 12 und 10 Jahre alt sind, stirbt der gütige Vater, ihr Anführer in Wald und Schilf. Die kühle, leise, korrekte, kluge und in ihren Zielen hartnäckige Mutter, hugenottischer Herkunft, sorgt für tüchtige Hauslehrer. CAMPE, der erste, hat die Geschichte von Robinson Crusoe auf der exotischen Insel übersetzt, und über die seltsame Mischung von Fern-Romantik und moralisierender Pedanterie weiß Alexander noch später zu spotten. KUNTH, der Vertraute der Mutter, von Wilhelm gelobt, von Alexander verachtet, geht 1787 mit dem 20jährigen Wilhelm und dem 18jährigen Alexander auf die kümmerliche Universität der Landedelleute, Frankfurt an der Oder. 2 Jahre später sind beide Brüder in Göttingen. Alexander, formaliter Studiosus juris, ist in allen naturwissenschaftlichen Kollegs, vor allem denen des Zoologen BLUMENBACH, eher zu finden als in denen seiner Fakultät. Eine Rheinreise mit einem holländischen Studenten der Geologie ist die erste dieses für Reisen





Alexander von Humboldt  
Selbstporträt von 1814



und durch Reisen bestimmten Lebens. Die Rheinreise erscheint wie ein Modell durch die Verknüpfung von Beobachtung und Reflexion zum Begreifen der Welt — es entsteht in ihrer Folge eine Abhandlung Alexanders über das Wesen des Basalts, das Erstlingswerk. FORSTER, Begleiter von JAMES COOK auf dessen zweiter Weltreise, nimmt 1790 Alexander auf eine Fußreise rheinabwärts mit. Sie besuchen England und kehren nach Paris zurück, wo gerade der Jahrestag der Revolution gefeiert wird. Von der Bedeutung dieser 3 Monate sagt Alexander in seinem letzten Lebensjahr: „Ich habe ein halbes Jahrhundert zugebracht, wohin mich auch immer ein unruhiges, viel bewegtes Leben geführt hat, mir selbst und anderen zu sagen, was ich meinem Lehrer und Freund GEORG FORSTER in Verallgemeinerung der Naturansicht, Bestärkung und Entwicklung von dem, was lange vor jener glücklichen Vertraulichkeit in mir aufdämmerte, verdanke.“ Die Mutter hatte ihm die Reise nach England nur gestattet, damit er seine Ausbildung zum Kaufmann dort verbessern könnte. Auch nach dem Wunsch der Mutter tritt Alexander dann in eine Hamburger Handelsschule ein, beschäftigt sich aber intensiv mit Naturalien von Helgoland, das er besucht, und mit den Erscheinungen von Ebbe und Flut auf der Elbe.

Dann bricht er endgültig aus. Ohne Wissen der Mutter bewirbt er sich, unter Einsendung seiner Arbeit über den Basalt, um Aufnahme in die Bergakademie Freiberg. Die Mutter ist zufrieden, als ihm dort, nach Ausbildung, eine Verwendung im Staatsdienst in Aussicht gestellt wird. Die bisherige Unruhe wandelt sich nun in eine fast verzehrende Intensität der Arbeit. Nach einem Jahr bereits wird Alexander mit 23 Jahren Berg-Assessor; noch im August desselben Jahres, 1792, wird er Oberbergmeister für Ansbach und Bayreuth. Schon 1793 gründet er, im Dorfe Steben im Fichtelgebirge, beeindruckt durch die Gefahren des Bergbaues für die unwissenden Kumpels, eine „Freischule für gemeine Bergleute“, die er so durch bessere Ausbildung und dann durch eine Art von Unfall- und Krankenversicherung zu schützen versucht. „Das allgemeine Vertrauen, das der gemeine Bergmann mir überall zeigt“, schreibt er damals, „macht mir meine Arbeit lieb.“ Er bezahlt, großzügig in Geldsachen wie später in seinem ganzen Leben, diese Schule zunächst aus eigener Tasche und läßt, als ihm diese Auslagen ersetzt werden, das Geld unter die Bergleute verteilen. Daneben beschäftigt ihn die Frage der Bedeutung des Chlorophylls; er rührt geradezu schon an die Probleme der Photosynthese, er verfaßt eine „Flora Fribergensis“, sieht die Abhängigkeit der Pflanzenarten vom Chemismus des Bodens, besucht zum ersten Male GOETHE, um bei einem gemeinsamen Besuch beim Anatomen LODER die Bänderlehre zu diskutieren und Versuche über den Effekt des galvanischen Stromes auf die Muskel- und Nervenfasern vorzuführen, findet sich selbst toll, mehr als drei Bücher zugleich zu schreiben, bereist die baltische Küste, Polen, Österreich und Tirol, schläft nur wenige Stunden, wie dann zeit seines ganzen

Lebens, und leidet unter Fieberanfällen und Rheuma. Er ist in einer so zehrenden Spannung, daß ihm des Abends, wenn in Steben in den Bauernhäusern, die der Nebel einhüllt, ein Fenster aufleuchtet, daß ihm dann die Tränen kommen. Solche Labilität der Physis ist der Ausdruck der drängenden Gewißheit seiner Seele, auch hier nur in der Vorbereitung zu sein, auf das, was sein Leben von ihm verlangen will und was es mit einem unausweichlichen Zwang aus seinen tiefsten Schichten von ihm fordert: Zu lernen, um von der Welt soviel sehen und begreifen zu können, wie immer nur möglich, zu reisen, bevor, wie er damals noch fürchtet, sein Körper durch solche Anstrengungen früh altern werde.

Die Intensität zu diesem Ziele trägt auch die Karriere als Staatsdiener rasch in die Höhe, doch wird dieser äußere Erfolg lästig, als er sein inneres Ziel zu gefährden beginnt. Nichts imponiert ihm an Anerkennung außer im Bereich der Naturwissenschaften, wo er nun rasch bekannt, ja fast schon berühmt wird. Seinen amtlichen Weg sieht er an wie den Ausgang eines Schachspieles, d. h. so schreibt er, „ziemlich gleichgültig. Durch den vielen unverdienten Weihrauch leiden endlich die Geruchswerkzeuge“. Hier zeichnet sich zum ersten Male ab, was später oft von höherer Sicht mit gleicher Ironie seinen Ausdruck findet, z. B. als er zu dem mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse aus den Befreiungskriegen heimgekehrten Bruder WILHELM meinte, das Kreuz des Südens sei ihm lieber.

Wie der von den eingeborenen Sternbildern ihres Instinkts nach Süden gezwungenen Grasmücke muß ihm das flimmernde Firmament äquatorialer Nächte schon vor der vorgeformten Seele gestanden haben, als er am 27. Februar 1795 den Antrag seines Ministers, ihn zum Direktor des Berg- und Hüttenwesens der Provinz Schlesien zu berufen, mit der Begründung ablehnt, er habe sich durch die bergmännischen Geschäfte lediglich auf wissenschaftliche Reisen vorbereiten wollen. Den nochmaligen lehrhaften Hinweis des Ministers auf die Gesichertheit des amtlichen Daseins, gegenüber den Unsicherheiten und Gefahren eines Lebens als Wissenschaftler, beantwortet er höflich mit vagen Versprechungen in der deutlichen Überzeugung, das, wie er gelegentlich später schalt, „elende Kamerateilvolk“ verstehe von dem Einsatz nichts, den der geborene Forscher für sein Ziel der freien Forschung zu geben bereit ist. Es war für ALEXANDER immer der Einsatz seines ganzen Lebens, in viel umfassenderem Sinne als dem des hohen Gefahrengades, den zu seinen Zeiten jede Reise in ferne Länder aus verständlichen Gründen einschloß.

Reisen also, aber wohin? In Freiberg denkt er an Rußland und Sibirien, wohin er als 60jähriger kam, auf einer Reise durch die Alpen und nach Italien ist zum ersten Male von Amerika die Rede; ein Lord lädt ihn zu einer Expedition nach Ägypten ein, die auch verlockend erscheint. Schließlich aber wird Paris zum Pfeiler, von dem aus der große kühne Flug nach dem neuen Kontinent beginnt und zu dem er wieder zurückführt. Wir tun gut, uns dieses Bild vor Augen zu stellen, denn es hilft vieles verstehen. Der Boden,

von dem HUMBOLDT einen in 5 Jahren nicht erschöpfbaren Vorrat an seelischen Kräften mitnahm, war Paris, der Boden, der ihm dann, nach der Rückkehr, die ungeheuerliche Leistung der Ausarbeitung seiner Ergebnisse ermöglichte, war Paris — gegenüber dem Kernstück seines Lebens zwischen der Ankunft in Paris im Jahre 1798 und der endgültigen Rückkehr nach Berlin 1827 erscheint alles Spätere nur wie ein Nachspiel. Der Bogen beginnt mit dem, was HUMBOLDT vor der Reise war und endet mit dem, was HUMBOLDT durch die Reise wurde.

Es erscheint nicht gleichgültig, daß an beiden Enden des Bogens dieselbe Frau steht, die einzige in seinem Leben, die ihm das geben konnte, was er in seinen Kinderjahren entbehrt hatte, die mütterliche Fürsorge, die menschliche Wärme: KAROLINE, die Frau seines Bruders, in vielen Briefen von ALEXANDER zärtlich „Li“ genannt, war eine Frau, die früh, seit ihrer Verlobung mit WILHELM VON HUMBOLDT im Jahre 1790, erkannt hatte, was diesem ewig unruhigen Jungen mit dem stets strubbeligen Haar über strahlend blauen Augen fehlte; sie war in Herz und Kopf gescheit und ließ ihn nun, als er, ein 29jähriger, schon berühmt gewordener, welthungriger Naturforscher, in ihr Heim in Paris kam, fühlen, daß sie stolz auf ihn war. Das war ein viel besserer Weg der Lenkung zur Selbstsicherheit und Form als das immer gern zu lehrhaften Korrekturen oder bedauerndem Nichtverstehen neigende Wesen des Bruders.

Paris war damals das Zentrum der Kultur und der Wissenschaft Europas, aus dem ALEXANDER jetzt an sich zog, was sein Wesen forderte, mit allen Poren. Wir sind gewiß, er habe sich nur unter KAROLINES Augen so entfaltet, daß er so von allen Seiten aufnehmen und so kraftspeichernd assimilieren konnte, wie es in diesen Monaten vor seiner Reise geschah. So kam es, daß Europa mit ihm die edelste Konzentration seines damaligen Wissens und Wesens zum unbekanntem anderen Kontinent senden konnte, einen Gesandten, der gleichermaßen befähigt war, zu verkünden und einzuholen. Weil er so war, hat er, der Sendbote Europas, in Amerika Wirkungen gesetzt, die noch heute, 100 Jahre nach seinem Tode, im Denken und Reden der Menschen drüben lebendig sind — sein Name ist dort ein Symbol, seine Nachwirkung fast ein Mythos.

Wir sagen hier nur wenig über den Verlauf der Reise. Am 5. 6. 1799 verließ die Fregatte „Pizarro“ den spanischen Hafen von La Coruña mit HUMBOLDT und dem jungen Botaniker BONPLAND an Bord und folgte der Route des Columbus. Nach einem Besuch von Teneriffa erreichte das Schiff Südamerika am 16. 7. 1799, vor fast genau 160 Jahren, bei Cumana an der Küste von Venezuela. Als Alexander am 9. 7. 1804 Amerika wieder verließ, hatte er es sozusagen zum zweiten Male entdeckt. Er hatte den Zusammenhang zwischen den Stromgebieten des Orinoco und des Amazonas in einer gefahrvollen Bootexpedition geklärt, war, nach einem Besuch von Cuba, den Magdalenenstrom aufwärts gefahren, hatte marschierend oder reitend die Anden durchreist, den Chimborazo bis zur Höhe von 5759 m erstiegen und als südlichsten

Punkt in Peru Lima erreicht. Von Lima schiffte er sich nach Mexiko ein, reiste und forschte dort ein Jahr, besuchte auf der Rückreise den nordamerikanischen Präsidenten JEFFERSON in Washington und kam am 3. 8. 1804 wieder in Europa an.

Wir sollten einen Augenblick verweilen vor dem überwältigenden Bild der schier übermenschlichen Leistung, die ein begnadeter Einzelner hier vollbrachte. Man kann, was da geschah, an dem messen, was der doch gewiß nüchterne DARWIN nach Hause schrieb, als er auf seiner Reise mit der „Beagle“ selbst in die Lage kam, als Erforscher mit dem Unerforschten konfrontiert zu sein: „Ich habe HUMBOLDT immer bewundert; jetzt bete ich ihn an!“ Nun zeigte sich, daß alle Rastlosigkeit seit den Knabenjahren, daß die Vielfalt der Interessen und ihr häufiger Wechsel, die den Bruder und die Freunde oft bekümmerten, bei der Fassungskraft dieses Geistes die angemessene Vorbereitung gewesen waren für ein nie versagendes Wissen und Können vor allem, was kam. Das hatte GOETHE schon gespürt: „Ein wahrhaftes cornu copiae der Naturwissenschaften!“ Vielleicht nie in der Geschichte der Menschheit hat sich ein Naturforscher so erfüllt, wie ALEXANDER VON HUMBOLDT. Erfüllt in beiden Richtungen, die den Sinngehalt des Wortes ausmachen, im Sinne des eingeernteten Reichtums und im Sinne der letzten Entsprechung des Subjektes zu seinen Gegenständen. Er werde nie glücklich sein können, hatte der Bruder ihm prophezeit. An ihn schreibt ALEXANDER nach der Landung auf Cumana am 16. Juli 1799: „Wie die Narren laufen wir bis jetzt umher; in den ersten drei Tagen können wir nichts bestimmen, da man immer einen Gegenstand wegwirft, um den anderen zu ergreifen. Bonpland versichert, daß er von Sinnen kommen werde, wenn die Wunder nicht bald aufhören. Ich fühle es, daß ich hier sehr glücklich sein werde.“

Er wurde es, und das war kein kurzer Taumel des alle Erwartungen übertreffenden Anfangs, sondern der Beginn einer in den fünf kommenden Jahren sich nur vertiefenden und sublimierenden freudigen Gehobenheit des Lebensgefühles, mit wachen Sinnen und mit wissenschaftlichen Methoden die Fülle und die Harmonie der Welt begreifen zu können. Der Sternenhimmel, an dem nächtlich gemessen wurde, die Vulkane, die erstiegen wurden, die Wolken über ihnen, die Erdbeben und die Gewitter, die Felsen und die Flüsse, die Pflanzen und Tiere, die Ruinen alter Kulturen, die Sitten und die Sprachen der Indianer, die sozialen Strukturen der Kolonisationen — das alles war von gleicher Bedeutung für die Wiederholung der Schöpfung in diesem Manne. Der bisher ständig Kränkelnde wird von einer fast unglaublichen Gesundheit und Widerstandskraft. Und was als Knabe vom Hauslehrer einmal als „petit esprit malin“ bezeichnet worden war, was als Jüngling an, fast gierig in Besitz genommene, Freunde auch für die damalige Zeit peinlich schwärmerische Briefe schrieb, das ist jetzt der strahlende und ausstrahlende Mann, dessen Zauber kein weißer Mann widerstehen kann, erst recht nicht die Frauen — es ist eine böse

und nachweisbar falsche Fabel, er hätte sie gemieden! Die Eingeborenen aber sind vom ersten Augenblick an zutraulich zu ihm, er erfährt von ihnen, was noch nie ein Weißer gehört hat, weil sie spüren, er kenne keine Abschätzung der Rasse oder Hautfarbe. Sklaverei und Missionierung erschüttern und empören ihn aufs Tiefste, er verweigert es, sich von den Eingeborenen tragen zu lassen. So wird er für die portugiesische Regierung zu einem verdächtigen Verbreiter umstürzerischer Ideen, der einen Steckbrief wert ist. Die fühlbaren und sichtbaren Äußerungen solchen Menschentums, das aus der Hingabe an das Begreifen der Natur erwachsen ist, sind lebendig geblieben, lebendig durch die Erzählungen, die von Generation zu Generation weitergereicht noch heute entlang seiner Pfade in Südamerika zu finden und ins Legendäre erhoben sind. So ist und so wirkt der Mann, der fast nie von Gott spricht und dessen Einigkeit mit dem Göttlichen durch ein Wort des Bruders, das gewiß eher sarkastisch tadelnd als anerkennend gemeint war, unabsichtlich großartig gekennzeichnet wird: „Von Religion wird weder sichtbar, daß er eine hat, noch daß ihm eine mangelt.“ Ihm mangelte keine, er hatte eine religio mit dem Wesen der Welt, wie sie nur in den seltenen Sternenstunden der Menschheit ihren begnadeten Vertretern geschenkt wird.

Am Ende der großen Reise steht nicht ein Triumphgefühl des Wissenschafters, sondern eine großartige Bestätigung seines Menschentums, wenn HUMBOLDT sich beim Präsidenten der Vereinigten Staaten, bei THOMAS JEFFERSON, anmeldet, um seine große Hochachtung vor dessen Schriften und Taten und für den Liberalismus seiner Ideen zu bekunden, „und“, wie es in dem Briefe heißt, „den tröstlichen Eindruck eines Volkes zu genießen, das die köstliche Gabe der Freiheit vollauf begreift“. Den Aufenthalt auf dem Landsitz des Präsidenten, des großen Staatsmannes und Philosophen, hat HUMBOLDT zu den wertvollsten Tagen seines Lebens gerechnet. Wir haben gewiß mehr Nachweise für HUMBOLDTS Gesinnung als diese Begegnung mit dem Verkünder der Unabhängigkeit und der Freiheit der Vereinigten Staaten, aber wir nehmen sie zum Anlaß zu sagen, eine Universität dürfe seinen und seines Bruders Namen nicht tragen, sie wäre denn die freieste der Welt!

Geben wir, in umfassendem Sinne, der großen Reise die Überschrift „Das Erleben“, so stünde von nun an sein Dasein unter der Aufgabe der Verkündung. Noch einmal sind wir, kaum faßlich, genötigt, die Dimensionen seines Bildes zu erweitern, ja zu verdoppeln. Denn wider vielfache Erfahrung aus der Geschichte der Naturwissenschaften trägt bei HUMBOLDT das Glück des Erlebens die Last des Verkündens noch über die zweite Hälfte seines langen Lebens und die Kunst des Gestaltens erweist sich als ein dem Erleben kongeniales Vermögen.

Auch im Gestalten, wie im Erleben, halten sich seelische und körperliche Kräfte die Waage. Bis fast in die letzten Stunden seines 90jährigen Daseins hinein füllt seine Hand, am rheumatisch

schmerzenden Arm, Blatt auf Blatt mit der schwer lesbaren Schrift, die auch mit der letzten Zeile des Kosmos-Manuskriptes sich noch nach rechts oben hebt. Vergessen wir nicht, daß die schier unübersehbare Menge von Zeichnungen der mannigfachsten Gegenstände, der Pflanzen und Tiere, der Landschaften und Trachten, die das kostbarste Reisewerk der Erforschungsgeschichte, die 30 Bände der „Voyage aux régions équinoxiales“ illustrieren, und daß die Karten mit ihrem prallen Gehalt an neuen Einsichten, daß dies alles von der gleichen, in der Jugend, in den 80er Jahren, bei DANIEL CHODOWIECKI geschulten Hand gezeichnet wurde. Es ist dieselbe Hand, die, 16 Jahre alt, aus Tegel, aus „Schloß Langweil“, wie er es nennt, in hebräischer Schrift kleine vertrauliche Briefchen an die schöne jüdische Gattin des Physikers MARCUS HERZ schrieb, dieselbe Hand, die in diesem langen Leben, mit nie nachlassender Artigkeit und nie sich versagender Güte, eine Korrespondenz von wahrhaft ungeheuerlichem Umfang führte.

Doch ist die unermüdlich schreibende Hand HUMBOLDTS nur der Diener seiner Sprache. Er spricht deutsch, französisch, englisch und spanisch mit gleicher Selbstverständlichkeit und zweimal so rasch wie irgend jemand. In frühen Jahren wird seine Aufmerksamkeit gelobt, mit der er auf seinen Gesprächspartner eingeht — im Alter neigt er zu Monologen. GOETHE ist immer wieder beglückt von den Konversationen mit ALEXANDER. Noch im Jahre 1826 sagt er zu Eckermann: „Alexander von Humboldt ist diesen Morgen einige Stunden bei mir gewesen. Was ist das für ein Mann! — Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt\*. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt.“

Wenn HUMBOLDT deutsch schreibt, so versagt sich ihm diese Sprache nie bei der stärksten Beanspruchung, die es für sie gibt, bei der gültigen Darstellung naturwissenschaftlicher Tatbestände. Hier sind vor allem die Schilderungen in seiner „Reise in die Aequinoctialgegenden des Neuen Kontinents“ beispielhaft, die auch heute noch jeder Student der Naturwissenschaften gelesen haben sollte. Zu letzter Aussagekraft, Klarheit und oft dichterischer Schönheit sublimiert sich HUMBOLDTS Sprache in den „Ansichten der Natur“. Er schrieb diese vollendete Verkündung eines durch

---

\*) In der von der Presseabteilung der Botschaft der UdSSR herausgegebenen Zeitschrift „Die Sowjetunion heute“ (Nr. 15, 4. Jahrgang, 20. 5. 1959, S. 18) werden die Worte: „Er gleicht einer Quelle mit vielen Ableitungen. Uns allen bleibt es nur übrig, die Gefäße unterzustellen, damit die unversiegbare Quelle sie fülle“ — Puschkin zugeschrieben.



Wissen vertieften Erlebens der Natur in der Zeit seiner ersten Rückkehr nach Berlin, 1805—1808. Vereinsamt und unglücklich, wie er sich dort fühlte — man glaubt seinen seelischen Zustand an dem Hautausschlag ablesen zu können, der ihn befiel — im grauenhaften Winter der Niederlage 1806—1807, als Schloß Tegel von den Franzosen geplündert wurde, schreibt er das Werk nieder, sich, aber vor allem den anderen, zu Trost und Erhebung. Mit den Worten der Vorrede: „Bedrängten Gemütern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet ... Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanze und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte ewige Bahn vollenden ... Wenn jede Blüte des Geistes welkt, wenn im Sturm der Zeiten die Werke schaffender Kunst zerstieben, so entspringt ewig neues Leben aus dem Schoße der Erde.“

Als Instrument der Verkündung ist die Sprache ein empfindlicher Test für die Kraft der geistigen Synthese. In der schier unfaßbaren Fülle von HUMBOLDTS gedruckten wissenschaftlichen Publikationen bleibt sie lange auf gleicher Höhe. Das nicht seltene Sich-Verlieren in Details entspricht HUMBOLDTS uneingeschränkter Wertung auch gerade der Kleinigkeiten, deren Bindung zum Ganzen hin nie vergessen wird. Etwas anderes ist ein Zerfall in peinlich genau im Gedächtnis bewahrte und minutiös berichtete Einzelheiten, der sich dann, tragischerweise, gerade in dem Werk, Band für Band zunehmend, abzeichnet, mit dem HUMBOLDT die letzte und reinste Synthese seiner universalen Welterfahrung zu geben wünschte — im „Kosmos“.

Mit diesem Blick nur auf die sich neigende Linie dieses Lebens, das gegen Ende, mit zunehmender Hilflosigkeit, noch in die Knechtschaft eines Ruchlosen, des Dieners SEIFERT, geriet, mit diesem einen Blick nur auf den Hintergrund des Schattens auch der Vereinsamung — die junge Generation bei Hofe hörte dem Redefreudigen nicht mehr zu und begann gar über ihn zu spotten — sei von der Kulmination der Verkündung gesprochen, der höchsten, wie uns vorkommen will, weil die Synthese hier noch von der vollen Kraft des Gemütes und von der Freude des aus dem Reichtum Schenkenwollens getragen wird. HUMBOLDT beginnt am 6. Dezember 1827 ein für seine Zeit unerhörtes Unternehmen mit öffentlichen Vorträgen im größten Auditorium der Stadt, in der Singakademie. Jedermann hat freien Zutritt und jedermann kommt. Vor Hofleuten, Generälen und Professoren, vor Handwerkern, Ladenbesitzern und Studenten, vor „König und Maurermeister“, wie er selbst sagt, vor rund 1000 Zuhörern entwickelt er in 16 Abenden ein umfassendes Gemälde der Natur, vor dessen Fülle und vor dessen Ausmaßen alle still werden. Es ist zum ersten Male in der Geschichte der Naturwissenschaften, daß so

etwas geschieht und zugleich zum letzten Male, daß so etwas möglich ist. Mit einem Schlage gehören jetzt die Naturwissenschaften zur allgemeinen Bildung, und unendlich mehr wert als das Sich-Sonnen der gehobenen Stände an soviel Fortschritt ist die tief erschrockene Freude des kleinen Mannes, teilhaben zu dürfen an dem beglückenden Wissen von der Welt, zu Füßen eines berühmten Forschers sitzen zu dürfen, der, ein Kammerherr des Königs, sich nicht zu gut ist für diese Verkündung an jeden, der sie hören will. Dorthin hat HUMBOLDT bewußt gezielt: „Mit dem Wissen kommt das Denken, und das Denken verleiht dem Volk Ernst und Macht.“ Was damit in den Seelen aller, die dabei waren, und in denen, die davon hörten, eingepflanzt wurde, kommt nach 20 Jahren zutage, als die Schüsse der März-Revolution gefallen sind. Das Volk vor dem Schlosse verlangt nicht den König zu sehen, sondern HUMBOLDT als einen wahrhaft königlichen Menschen und huldigt ihm als einem Manne seines unbegrenzten Vertrauens. Die Krone der Menschlichkeit war auf den im eisigen Märzwind flatternden weißen Haaren des alten Mannes nicht sichtbar, als er am nächsten Tage, an der Seite des Rektors JOHANNES MÜLLER, die Trauerparade für die Toten der Revolution anführte — aber hier wurde sie ihm gereicht.

Wir schließen mit diesem Bilde. Wir würden an der Einmaligkeit und Größe, wir würden an den zeitlos beglückenden Gehalten dieses Daseins nichts mehr ändern, wollten wir uns noch den vielen Zügen seiner Differenziertheit und der Tragik seines Alters zuwenden, für deren gültige Zeichnung das Leben eines liebenden Biographen nicht ausreichend wäre. Auch er würde uns nur deutlicher machen können, daß die wahrhaftige und ehrfürchtige Erforschung der Natur, ihrem Wesen und ihrem Auftrag nach, zu den höchsten Stufen des Menschentums führen kann. Gerade in unseren Tagen, in denen wir vor der erschütternden Erfahrung stehen, daß die Menschheit mit ihrem Wissen von der Natur genau das Gegenteil von dem getan hat, was ALEXANDER VON HUMBOLDT von ihr erhoffte, ist das Beispiel seines Lebens die brennende Mahnung an uns, mit allen Kräften die Gewißheit zu verteidigen, daß der Dienst an der Wissenschaft sinnlos ist, solange er nicht Dienst an der Freiheit und Würde des Menschen bleibt. Und wir müßten uns fast schämen, wenn das Bild ALEXANDER VON HUMBOLDTS als eines lebendigen Weltgewissens seiner Zeit heute drüben im anderen Kontinent noch lebendiger ist als bei uns. HUMBOLDT war deutsch im Sinne des Goethewortes (an Riemer): „Welt empfangend und Welt schenkend, das Herz weit offen jeder fruchtbaren Bewunderung, groß durch Verstand und Liebe, durch Mittlertum und Geist.“

Wenn wir an diesem Beispiel uns und unser Handeln messen wollen, dann können auch wir, jeder an seinem Teile, beitragen zum Weltgewissen. Denn das Weltgewissen besteht aus der Summe der lebendigen und zum geistigen Kampf bereiten Menschen, die das Wissen nicht nur als Verantwortung vor dem Bild des Men-



Alexander von Humboldt  
Daguerreotypie aus den 50er Jahren



schen empfinden, sondern dieser Verantwortung ihr Leben weihen. Diese Aufgabe ist in unseren Tagen größer, sehr viel größer, als sie zu HUMBOLDTS Zeiten war, aber sein Beispiel gibt uns Mut, uns ihr nicht zu versagen. Mit seinen Worten: „Der Mensch muß das Gute und Hohe nur wollen!“

Kehren wir schließlich noch hier an den Ort unserer Justus Liebig-Universität zurück. Wir trügen den Namen Liebig's vielleicht nicht, hätte nicht ALEXANDER VON HUMBOLDT im März 1824 in Paris den jungen Liebig, der dort einen Vortrag hielt, in seiner kommenden Bedeutung mit sicherem Gespür erkannt und mit dem Gewicht seines Ansehens alsbald seine Berufung nach Gießen durchgesetzt.

Und uns an der Universität Gießen mit unserer sorgenvollen Geschichte der letzten 14 Jahre kann nur das Herz aufgehen, wenn wir hören, was HUMBOLDT anlässlich der Absetzung der Göttinger Sieben schreibt: „Was für eine Barbarei! Die Schufte wollen die Universität auflösen, doch wird es ihnen im Falle dieser ehrwürdigen Institution nicht gelingen ... Viele in den sogenannten oberen Schichten haben eben kein Verständnis für jene edle Gesinnung, die sich in der Aufopferung aller materiellen Vorteile dem Gewissen gegenüber kundgibt.“

## Ludwig Bergmann

Schon ist ein halbes Jahr vergangen, seit Ludwig Bergmann von uns genommen wurde, und noch haben wir alle den Schmerz über seinen Verlust und die Erschütterung über die Plötzlichkeit seines Todes nicht überwunden. Denn der Heimgegangene war kein alter, müder Mann, der seine Aufgabe im Leben bereits erfüllt hatte, sondern ein trotz seinen 61 Jahren in jeder Bewegung und jeder Äußerung, in seinem ganzen Temperament jugendlich wirkender, voller Pläne, mit vielseitigen, wissenschaftlichen Interessen und Absichten. So können wir es kaum glauben, daß er nicht mehr unter uns sei, und ertappen uns zuweilen bei dem Traum, daß er plötzlich — wie von einer Reise zurückkehrend — wieder bei uns sein könnte. Aber wir müssen der harten Tatsache ins Gesicht sehen.

Ich habe die schmerzliche Pflicht, dem langjährigen Mitarbeiter, dem Weggenossen, dem Freunde einen Nachruf zu widmen; ich will versuchen, zu schildern, was er als Gelehrter und Lehrer, als Mensch im allgemeinen und was er mir im besonderen war.

Ludwig Bergmann wurde am 15. Februar 1898 in Wetzlar geboren, besuchte dort das humanistische Gymnasium, das er 1916 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um sofort zum Heeresdienst eingezogen zu werden; erst 1918 begann er das Studium der Naturwissenschaften, speziell der Physik und Mathematik, wofür er schon auf der Schule ein leidenschaftliches Interesse gezeigt hatte, an der Universität Gießen. Bergmann hatte das Glück, in Walter König einen verständnisvollen und hervorragenden Lehrer in seinem Hauptfache Physik zu finden, der ihn in jeder Weise ermunterte und förderte; Mathematik hörte er bei dem geistvollen Ludwig Schlesinger, der auch mein Lehrer gewesen ist. Bei König hat Bergmann auch seine Dissertation gemacht, auf Grund derer er im Jahre 1921 mit dem Prädikate „sehr gut“ in Gießen promovierte. Seine Doktorarbeit „Messungen im Strahlungsfelde eines Hertz'schen ... Erregers“ hatte zum Ziel die Untersuchung der von H. Hertz erwähnten „Kreisgebiete“ in der Umgebung eines linearen Senders; die genaue Festlegung ihrer Lage war das Ergebnis seiner sorgfältigen Messungen. Um diese Zeit lernte ich Bergmann kennen. Er hielt in einer Gauvereins-Sitzung der Physikalischen Gesellschaft über seine Doktorarbeit einen Experimentalvortrag, der mir sehr gut gefiel. Der 23jährige, junge Doktor sprach klar und gewandt, mit vollkommener Beherrschung seines Themas, und vor allem experimentierte er mit einer — ich kann es nicht anders sagen — schlafwandlerischen Sicherheit. Ich hatte sofort den Eindruck, daß Bergmann das Zeug zu einem Experimentator ersten Ranges in sich hatte, und es ist wohl verständlich,



Ludwig Bergmann





daß ich den lebhaften Wunsch empfand, ihn an mein Institut in Marburg zu ziehen. Das war zwar zunächst nicht möglich, da Bergmann vor der Hand als Assistent bei seinem Lehrer König blieb und nachher als Physiker zur Fa. Telefunken ging, was nach seiner Ausbildung gerade im Gebiete elektrischer Schwingungen und Wellen einigermaßen nahe lag. Aber dann fühlte er doch offenbar, daß er in dem Berufe eines Industrie-Physikers nicht die volle Befriedigung finden würde, daß er vielmehr akademische Luft, die Freiheit zu forschen und die Möglichkeit zu lehren, nötig hatte. So kam er dann schließlich 1923 doch als Assistent zu mir, und damit begann eine schöne Zeit gemeinsamer Arbeit, die erst mit Bergmanns Tode endigte — ich habe das stets als eins der großen Geschenke betrachtet, die mir das Leben beschert hat, und bin immer dankbar dafür gewesen. Denn die Hingabe an ein gemeinsames Ziel schloß uns mit der Zeit immer enger zusammen, und aus dem Assistenten wurde der Kollege und der Freund.

Werfen wir rasch einen Blick auf die nächsten Etappen seiner äußeren Entwicklung: 1926 Habilitation in Marburg, 1927 Umhabilitation nach Breslau, 1932 Ernennung zum a. o. Professor. Dieser Zeitpunkt beendet auch eine Phase seiner wissenschaftlichen Arbeiten, die bis dahin fast ausschließlich dem Thema der elektromagnetischen Wellen (Erzeugung, Ausbreitung, praktische Anwendungen) gewidmet waren. Daß diese Arbeiten in hohem Maße die Anerkennung der Fachgenossen gefunden hatten, zeigte sich u. a. daran, daß ihm die Redaktion der für Elektrizität und Magnetismus geplanten Bände des gerade damals in neuer Auflage erscheinenden berühmten, alten Lehrbuches von Müller-Pouillet angetragen wurde. Bergmann sprach mit mir darüber. Ich sagte ihm, daß einerseits dies Angebot eine schöne Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen und ein außerordentlicher Vertrauensbeweis in Anbetracht seiner Jugend sei, daß aber andererseits die Annahme dieses Antrages ihn voraussichtlich einige Jahre von der produktiven wissenschaftlichen Forschung abziehen und mit organisatorischen Dingen und vielen Schreibereien belasten würde; die Entscheidung müsse er selbst treffen. Bergmann lehnte ab, und die weitere Entwicklung hat wohl deutlich gezeigt, daß er damit richtig handelte. Denn gerade in diesem Zeitpunkt hatten sich seine Interessen einem neuen Arbeitsgebiet, den photoelektrischen Erscheinungen, zugewandt. Gleich zu Beginn gelang ihm ein schöner Erfolg, indem er eine neue Selen-Sperrschicht-Photozelle erfand, deren Eigenschaften und vielseitige Verwendbarkeit er in weiteren Abhandlungen verfolgte; dabei fand er noch eine ganze Reihe unbekannter lichtelektrischer Effekte, die bei der späteren Entwicklung ihre Rolle gespielt haben.

Ende 1933 wandte Bergmann seine Aufmerksamkeit den schnellen mechanischen Schwingungen zu, die man mit elektrischen hochfrequenten Wechselspannungen bei piezoelektrischen Kristallen (Quarz, Turmalin usw.) erzielen kann; damit hatte er zum

ersten Male das Gebiet des Ultraschalls betreten, dem nun sein Interesse bis zu seinem Tode gehörte.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darlegen, wie mein Verhältnis zu dem 20 Jahre jüngeren Bergmann war. Ich darf mich kaum seinen Lehrer nennen, schon deshalb nicht, weil ich mindestens ebensoviel von ihm gelernt habe, wie er von mir; auch war Bergmann, als er zu mir kam, auf seinem damaligen Gebiete (elektrische Schwingungen und Wellen) bereits ein fertiger Mann. Meine Einwirkung auf ihn konnte damals nur darin bestehen, daß ich ihn auf das eine oder andere Problem hinwies, das mit den ihm vertrauten Methoden zu lösen war. Einen stärkeren Einfluß habe ich auf ihn ausgeübt, als ich ihn 1933 nachdrücklich auf den Ultraschall hinwies, an dem ich selbst sehr interessiert war. Ich veranlaßte ihn, soweit möglich, alle Versuche mit piezoelektrischen Kristallen nachzumachen und sie uns im physikalischen Kolloquium vorzuführen. Es ist klar, daß ein Physiker wie Bergmann sich nicht auf Wiederholung von Versuchen beschränkte, sondern bald selbständig in die Ultraschall-Forschung eingriff: Nicht weniger als 50 eigene Abhandlungen über Ultraschall (und damit Zusammenhängendes) hat er in den Jahren 1933—1957 veröffentlicht. Unter diesen Arbeiten befinden sich einige, die uns beiden gemeinsam sind: Es handelt sich bei ihnen um die künstliche Erzeugung von Raumgittern mit Hilfe von Ultraschallschwingungen; hindurchgesandtes Licht erfährt an diesen Gittern eine Beugung, und das Resultat sind Diagramme, die ein Analogon zu den Laue-Diagrammen bei Röntgenstrahlen darstellen. In der Tat kann man diese *cum grano salis* als „Laue-Diagramme mit sichtbarem Licht“ bezeichnen. Wie Fues in Zusammenarbeit mit uns gezeigt hat, kann man aus diesen Diagrammen auf sehr einfache und elegante Weise die elastischen Konstanten der schwingenden Materialien gewinnen, weswegen wir sie „Elastogramme“ genannt haben. Diese Zeit der gemeinsamen Arbeit bildet eine meiner schönsten Erinnerungen an das Leben im Breslauer Institut: Das Suchen nach etwas noch Unbekanntem und das Glück des Findens haben wir damals gemeinsam genossen. —

Es konnte nicht ausbleiben, daß an Bergmann mehrfach die Aufforderung herantrat, eine zusammenfassende Monographie über den Ultraschall zu schreiben; 1937 erschien die erste Auflage derselben als ein verhältnismäßig dünner Band, 1954 die 6. und letzte Auflage mit über 1100 Seiten. Nicht weniger als 5100 Einzelabhandlungen sind hier kritisch gewürdigt und zu einer Einheit zusammengefaßt; die Verarbeitung und die geistige Bewältigung dieses ungeheuren Stoffes ist eine wahrhaft bewundernswerte Leistung. Mehr als alle Einzelarbeiten hat dieses Werk den Namen Bergmanns international bekannt gemacht; es ist das anerkannte Standardwerk über den Ultraschall geworden. Ich selbst bin auf eine sehr persönliche Weise mit diesem Werke verbunden: Bergmann hat es mir zum Zeichen unserer Verbundenheit ge-

widmet — ein großartiges Geschenk für mich und ein Zeichen seiner Großherzigkeit. —

Die Breslauer philosophische Fakultät war sich der Bedeutung der wissenschaftlichen Leistungen Bergmanns bewußt: Sie verlieh ihm 1935 den Ladenburg-Preis, der nach den Satzungen für einen Physiker oder Chemiker, Nichtordinarius unter 40 Jahren bestimmt war, „dessen Arbeiten seit der letzten Verleihung (vor sechs Jahren) die Wissenschaft am meisten gefördert haben“. Kurz darauf erreichte Bergmann das längstverdiente Ordinariat, indem er 1938 auf den vakanten Lehrstuhl der Experimentalphysik an der Technischen Hochschule Breslau berufen wurde, den er bis zum Zusammenbruch 1945 innehatte; gleichzeitig wurde er Honorarprofessor in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität. Damit war er zwar aus dem alten Verbands des physikalischen Universitäts-Instituts ausgeschieden, doch blieb unsere Verbindung ebenso intensiv wie vorher; denn wir hatten uns zu einem gemeinsamen Unternehmen entschlossen. Der Verlag Walter de Gruyter hatte sich an Bergmann mit der Aufforderung gewandt, ein Lehrbuch der Experimentalphysik für seinen Verlag zu schreiben; Bergmann sagte zu, allerdings stellte er mir die Bedingung, daß ich mitmachen müsse. So begannen wir in den ersten Kriegsjahren 1939 ff. die Arbeit an dem gemeinsamen Lehrbuch, von dem noch vor dem Zusammenbruch Band I (Mechanik, Akustik, Wärmelehre) in mehreren Auflagen erschien; dann riß die Ausweisung uns auseinander. Bergmann fand eine neue Tätigkeit in seiner alten Heimat Wetzlar bei der Fa. Ernst Leitz als Mitarbeiter, seit 1949 als Leiter der wissenschaftlichen Abteilung, während sich für mich in Köln eine Lebens- und Wirkensmöglichkeit an der Universität ergab. Erst nach einer Übergangszeit von mehreren Jahren konnte die gemeinsame Arbeit — nun durch räumliche Trennung erschwert — fortgesetzt werden; Band II (Elektrizitätslehre) erschien 1950, Band III,1 (klassische Optik) 1956, beide inzwischen in mehreren Auflagen. Über der Arbeit am Schlußband III,2, der das Eingreifen der Quantentheorie in die Optik schildern sollte, traf uns der schwerste Verlust: Bergmann, die Seele der gemeinsamen Arbeit, wurde uns plötzlich am 14. September 1959 entrissen, — und noch ist nicht klar, wie das Werk vollendet werden kann. —

Es ist selbstverständlich, daß Bergmanns wissenschaftliche Leistungen in immer stärkerem Maße die Aufmerksamkeit der Physiker auf sich lenkten. Das zeigte sich bald: Dreimal erhielt er Rufe an Hochschulen, darunter auch an die Universität Köln, wo ich ihn gern als meinen Nachfolger gesehen hätte, in vielen wissenschaftlichen Gremien hatte er Sitz und Stimme (Kuratorium der physikalisch-technischen Bundesanstalt, als Gutachter der Forschungsgemeinschaft, als Mitglied der Max-Planck-Gesellschaft, als Vorstandsmitglied des Deutschen Museums, um nur die wichtigsten zu nennen) — alles wohlverdiente Ehrungen, aber auch natürlich zusätzliche Belastungen. Aber seine Kraft schien unerschöpflich,

seine Gesundheit unverwüstlich. Diejenige zusätzliche Belastung, die er am liebsten auf sich nahm, war die kleine Experimental-Vorlesung, die er als Honorarprofessor an der Universität Gießen hielt. Wir können uns denken, wie anziehend sie für die Studenten gewesen sein muß, die die gleiche Erfahrung machten wie ich im Jahre 1921: Sie hörten und sahen einen Mann, der mit leidenschaftlicher Hingabe und solcher Leichtigkeit experimentierte, daß er mit den Apparaten nur zu spielen schien, als ob er die Wahrheit des alten Spruches erhärten wolle: *Discimus, dum ludere videmur!*

So rückte der Tag seines 60. Geburtstages, der 15. Februar 1958, heran. Im physikalischen Hörsaal der Universität Gießen fand zu seinen Ehren ein Festakt statt, der in der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Medizinischen Fakultät und der Überreichung dreier Festschriften kulminierte; kurz vorher schon war er zum Mitglied der Akademie der Naturforscher in Halle gewählt worden. Aus allen Reden klang nicht nur die Anerkennung für den Gelehrten und Lehrer, sondern auch die aufrichtige Zuneigung und Verehrung, die dem lauterem, bescheidenen Menschen dargebracht wurde, in dem wir das Ideal des echten Akademikers verkörpert sehen durften. Alle erwarteten wir von dem jugendlichen Sechziger noch Großes. Niemand hätte denken können, daß der Tod schon seine Hand nach ihm ausgestreckt hatte.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe? Auf die Frage nach dem Warum gibt es keine Antwort; vor dem Mysterium des Todes geziemt nur Ehrfurcht und Schweigen. Uns bleiben die wissenschaftlichen Schätze, die er während seines Lebens angesammelt hat, uns bleibt die Erinnerung an einen Menschen von reiner Gesinnung und hingebendem Idealismus:

*Non omnis mortuus est!*

## Hugo Hepding (1878—1959) zum Gedenken

In der Nacht vom 23. auf den 24. September — wenige Wochen nach seinem 81. Geburtstag — verschied nach kurzer Krankheit der ehemalige Direktor der Gießener Universitäts-Bibliothek, Professor Dr. phil. Hugo Hepding, Ehrensenator der Liebig-Universität und Ehrenbürger der Stadt Gießen. Sein Tod bedeutet für Universität und Stadt einen schweren Verlust, denn mit Hepding ist einer der ältesten, markantesten und bedeutendsten Angehörigen der Universität und der Bürgerschaft dahingegangen. Hepding ist sozusagen in den Sielen gestorben, denn bis kurze Zeit vor seinem Tod sah man ihn fast täglich der Bibliothek zustreben, wo er sich in altgewohnter Weise mit Katalogisierungsarbeiten befaßte. Noch während seines Krankenlagers gingen ihm die Korrekturabzüge für den neuen Band der „Hessischen Blätter für Volkskunde“ zu, mit denen er sich als Mitherausgeber dieser Blätter befassen wollte, als ihm der Tod die Feder aus der nimmermüden Hand nahm.

Hugo Hepding war geborener Oberhesse. Seine Wiege stand im Pfarrhaus zu Ulrichstein im Vogelsberg. Nach Versetzung seines Vaters nach Großen-Linden besuchte er das Gymnasium zu Gießen, an dem er 1896 die Reifeprüfung ablegte. Er bezog die heimatliche Ludwigs-Universität, um klassische Philologie, Archäologie, Geschichte und Germanistik zu studieren. Er war ein strebsamer Jünger der Wissenschaft, dabei hat er aber auch die Freuden eines fröhlichen Studentenlebens nicht verachtet. Aufgewachsen in der freiheitlichen Atmosphäre der Familie — der Großvater mütterlicherseits, Pfarrer Schaub, hatte schon der Burschenschaft angehört und war ein alter Achtundvierziger — trat er der Gießener Burschenschaft Alemannia bei, der auch sein Vater angehörte, und hielt dem blau-rot-goldenen Band bis zu seinem Tod die Treue.

Hepdings akademische Lehrer waren in Gießen Albrecht Dieterich und Otto Behaghel, die ihn richtungweisend beeinflußt haben. Während seiner Bonner Studienzeit war es Hermann Usener, den er als seinen Lehrer bezeichnete.

Nach Gießen zurückgekehrt, legte er das Staatsexamen für das höhere Lehramt ab und promovierte 1903 mit einer religionsgeschichtlichen Arbeit über den Attiskult zum Dr. phil. Er baute seine Dissertation später weiter aus und veröffentlichte sie in der von Albrecht Dieterich und Richard Wünsch herausgegebenen Reihe: „Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten“.

Im Mai 1902 trat Hepding auf Veranlassung des damaligen Direktors der Gießener Universitäts-Bibliothek, Geheimerat Haupt, als Volontär und Anwärter für den höheren Bibliotheksdienst bei

diesem Institut ein und durchlief die Laufbahn als Hilfsbibliothekar (1904), Bibliothekar (1912) und Oberbibliothekar (1924). 1910 habilitierte er sich an der Ludoviciana für klassische Philologie und hat als Privatdozent und seit 1915 als a. o. Professor Vorlesungen und Übungen abgehalten. Als 1934 der damalige Direktor Ebel starb, und man glaubte, Hepding werde sein Nachfolger, wurde er aus politischen Gründen übergangen, eine Zurücksetzung, die er mit Gleichmut und Würde ertrug. 1941 hat man ihm wegen seiner politischen Einstellung — er war auch Mitglied der „Bekennenden Kirche“ — die *venia legendi* entzogen, die ihm aber nach dem Zusammenbruch wieder zuerkannt wurde. Hepding, der von jedem Kenner der Verhältnisse schon seit Jahren als der gute Geist der Gießener Bibliothek betrachtet wurde, bekam — zunächst provisorisch, dann endgültig — endlich die Leitung des Instituts übertragen. Am 31. Dezember 1948 trat er in den wohlverdienten Ruhestand.

Hugo Hepding war ein Bibliothekar, der in seinem Beruf voll und ganz aufging. Als Magnifizenz Ankel an seiner Bahre Abschied von ihm nahm und dabei ihn in seiner bibliothekarischen Tätigkeit mit einem „dienenden Mönch“ verglich, fand er die treffendste Definition der Auffassung, die Hepding selbst von seinem Beruf hatte. Wie sein Lehrer Dietrich, war auch Hepding ein Mensch, dem bei der Arbeit „keine Stunde zu schlagen“ schien. Oft, wenn wir sommerabends, zur Bergschenke wandernd, an der Bibliothek vorbeigingen, sahen wir ihn, der sich wohl an einem Problem festgebissen hatte, einige Stunden nach dem offiziellen Dienstschluß diese verlassend den heimischen Penaten zueilten.

Schon lange bevor ihm die Leitung der Bibliothek übertragen worden war, galt er in unseren Augen als der wahre Lenker der Geschicke derselben. Er war ihre Seele und der Motor, der ihre Entwicklung maßgebend beeinflusste, und dem sich seine Mitarbeiter freudig unterordneten. War es der durch die Notgemeinschaft organisierte Büchertausch, durch den wir die bitter vermißte ausländische wissenschaftliche Literatur endlich hereinbekamen, war es die sinnvolle Verwendung unserer Dubletten, oder waren es Fragen der Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses, überall hatte er ein gewichtiges Wort mitzureden, sein kluger Rat wurde stets gern gehört, und immer war seine umsichtige und geschickte Hand zu spüren.

Neben dieser intensiven beruflichen Arbeit ging eine nicht minder beachtliche und fruchtbare wissenschaftliche Forschertätigkeit einher. Nach seiner archäologischen Betätigung bei mehreren Ausgrabungen in Pergamon, die nach dem ersten Weltkrieg unterbunden war, verschrieb er sich der „Hessischen Vereinigung für Volkskunde“. Er wurde langjähriger Herausgeber ihrer „Blätter“, in denen viele seiner Arbeiten und Rezensionen erschienen sind. Schließlich wurde er Vorsitzender dieser Vereinigung, der er einen guten Teil seiner wissenschaftlichen Tätigkeit gewidmet hat.



Hugo Hepding





Als er vor zwei Jahren auf eine Einladung des Deutschen Archäologischen Instituts hin an den wieder aufgenommenen Ausgrabungen in Pergamon teilnehmen und nach fast einem halben Jahrhundert sein altes Arbeitsfeld wieder betreten konnte, war dies für ihn ein beglückendes Ereignis. Trotz seines Alters von 79 Jahren überstand er die für ihn anstrengende Reise gut und kehrte, erfüllt von seinen Erlebnissen, wohlbehalten zu seinen Angehörigen und seinen Freunden zurück.

Eines der erschütterndsten Erlebnisse war es für Hepding, als in den Mittagsstunden des 11. Dezember 1944 die Gießener Bibliothek im Bombenhagel in Trümmer sank. Trotzdem vermochte ihn dieser Schlag nicht niederzuwerfen. Während des Angriffs wußte er den Frauen und Kindern, die aus den Wohnungen der näheren Umgebung in der Bibliothek Schutz gesucht hatten, Trost zuzusprechen und war ihnen ein beruhigendes Vorbild. Schon bald nach der Vernichtung ging Hepding mit ungebeugtem Mut und beispielhafter Energie sofort daran, aus dem geretteten Rest der Bestände die Grundlagen zu dem Wiederaufbau der Bibliothek zu schaffen.

Er, der unserer alten Bibliothek sehr nachtrauerte, durfte es noch erleben, daß ein neuer Bau erstand. An seinem achtzigsten Geburtstag konnte er in einer würdigen, von der Universitäts-Bibliothek und der Hessischen Vereinigung für Volkskunde in den neuen Räumen veranstalteten Feierstunde die Glückwünsche entgegennehmen, in denen die große Liebe und Verehrung seiner Freunde, Kollegen und Schüler zum Ausdruck kamen. Als er damals in launigen Worten seinen Dank aussprach, stand er so frisch und lebendig vor uns, daß wohl keiner der Anwesenden glaubte, er würde über ein Jahr nicht mehr unter uns weilen.

So nehmen wir Abschied von diesem universellen Geist und großen und doch so bescheidenen Menschen. Er war ein tiefgläubiger Christ, der sein Christentum nicht auf den Lippen trug, sondern es auch tätig ausübte, so, als seine Frau lange Jahre schwer erkrankt darniederlag und seiner Pflege bedurfte. Und er war von einer echt demokratischen Gesinnung, weniger im Sinne eines politischen Parteiprogrammes als vielmehr eines ungeschriebenen Gesetzes des Verhaltens zu seinen Nebenmenschen. Hepding glaubte an die Güte der menschlichen Natur und ging von diesem Glauben trotz mancher Enttäuschungen nicht ab. Wenn sein Freund und Schüler Hermann Knaus in einer Würdigung zum 80. Geburtstag des jetzt Verewigten sagt, wir würden es schwerlich vergelten können, was er in seiner Güte um uns verdient hat, so möge uns dies eine Verpflichtung sein, seiner stets in Dankbarkeit zu gedenken.

**Harald Lassen †**

Im Frühjahr 1939 kam eines Tages Universitätsmusikdirektor Stefan Temesváry zu mir ins Philosophische Seminar und bat mich in seiner warmherzig impulsiven Art um ein paar Minuten Gehör. Der von ihm als Mensch und Künstler geschätzte Konzertmeister unseres Gießener Stadttheaters, Ewald Lassen, habe ihm von seinem Bruder Harald erzählt: einem jungen Philosophen, der nach ausgezeichneten Anfängen an der Universität seiner Vaterstadt Hamburg plötzlich nicht mehr weiterkomme. Er sei Schüler von Ernst Cassirer und dem Umweltforscher Jacob von Uexküll, mathematisch und biologisch gleich interessiert, längst zum Dr. phil. und neuerdings auch zum Dr. habil. promoviert, aber als Dozent abgelehnt. Ein Cassirer-Schüler sei nicht erwünscht, heiße es. Was tun? Ob vielleicht in Gießen —?

Bisher hatte ich Anträge solcher Art stets unbesehen abgelehnt. Nicht so im Falle Lassen. Ich hatte 1938/39 meine Hegel-Monographie und mein erstes ganz selbständig gedachtes Buch abgeschlossen und bildete mir ein, nun müsse ein neuer Lebensabschnitt beginnen; im dreiundvierzigsten Jahre stehend, glaubte ich als Philosoph nun so etwas wie ein „persönliches Gesicht“ gewonnen zu haben; im Bewußtsein des Erreichten und des noch zu Leistenden wünschte ich mir einen Schüler- und Mitarbeiterkreis.

Am 6. Juni stellte sich Harald Lassen vor. Wir machten einen Spaziergang um den Schwanenteich und zum Botanischen Garten, in dem wir uns schließlich eine stille Bank suchten. Er schien mir kleiner und weniger robust als sein Bruder Ewald, auch etwas bleich und kurzatmig, nicht gerade temperamentvoll, eher stillgeordnet und bescheiden-klar, auf den ersten Blick vielleicht ein wenig matt. Als er sich träg auf die Bank niederließ und die Beine von sich streckte, kam mir ein Jugendbild von seinem Hamburger Landsmann Johannes Brahms in den Sinn. In der Tat, er sah ihm ähnlich.

Cassirer fühlte er sich dankbar verpflichtet; er hatte schon als Gymnasiast Kolleg bei ihm hören dürfen; später war ihm der Rationalismus der Marburger Kantianer nicht verborgen geblieben. Gewiß habe Cohen Recht gehabt, wenn er darauf hinwies, daß man die Lehre von der Synthesis bereits kennen und also die transzendente Analytik voraussetzen muß, um die transzendente Aesthetik richtig zu verstehen. Aber Raum und Zeit enthielten doch wohl Probleme besonderer Art; die räumliche Anschauung von der Synthesis her zu deuten und das Kontinuierliche ebenso funktional zu fassen wie das Dingliche relational, sei doch wohl einseitig. Erwägungen solcher Art hätten ihn zur Fragestellung seiner Habilitationsschrift geführt. Er gehe hier davon aus, daß

sich das Ich auf der einen Seite den Raum als ganzen Raum gegenüberstehen hat und sich auf der anderen Seite doch als an einer bestimmten Stelle in diesem befindlich betrachten muß.

Alles das war mir nicht nur interessant, sondern ich konnte auch zustimmen. Wenn Lassen meinte, er habe nun eben psychologische und phänomenologische Begriffe zur Ergänzung der Kantischen Synthesislehre herangezogen und sich im übrigen bemüht, seine philosophischen Ergebnisse mit dem bei Baron von Uexküll Gelernten in Einklang<sup>1)</sup> zu bringen, so erinnerte mich das lebhaft an meine eigenen Anfänge vor zwanzig Jahren in Heidelberg. Was er Uexküll verdankte, hatte mir seinerzeit Robert Vischer gegeben, nur mit dem Unterschied, daß bei Lassen das Umwelt-, bei mir das Einfühlungsproblem im Mittelpunkt stand.

Als er merkte, daß mir der psychologisch-biologische Einschlag, den sein Kantianismus zweifelsohne zeigte, keineswegs zuwider war, faßte er Hoffnung und erzählte mir nun auch mit wachsender Zutraulichkeit von einer tierpsychologischen Studie. Durch Uexküll angeregt, hatte er methodisch wohlüberlegte Beobachtungen an den großen Radnetzspinnen gemacht, die unter der Alsterbrücke massenhaft ihr Wesen treiben<sup>2)</sup>. Der Bau des Fangnetzes wurde vom ersten Fadenschlag bis zur Vollendung beobachtet, beschrieben und jede einzelne Phase experimentell demonstriert. Lebhafter werdend, nahm er mir den Stock aus der Hand und verdeutlichte die Herstellung des Grundgerüsts mit ein paar Strichen im Sand. Er gefiel mir von Minute zu Minute besser. Die Hamburger Schule, welche er durchlaufen hatte, trug nicht nur Alfred Lichtwarks Namen; sie war auch noch von seinem Geiste erfüllt; nicht nur Zeichnen, Malen, Plastizieren, sondern auch spezielle Techniken, Radieren sogar und Metalltreiben wurden gelehrt. Diese Ausbildung seines schon von Natur gut entwickelten Formen- und Farbensinns kam Harald Lassen bei experimentellen Untersuchungen an Kindern und Jugendlichen sehr zustatten<sup>3)</sup>.

Natürlich sprachen wir auch über Musik und das Geigenspiel des Bruders, das er sachverständig zu beurteilen wußte: auch schilderte er mir sein Elternhaus und — besonders eindrucksvoll — die Persönlichkeit seines Lehrers Uexküll. Seine schwächste Seite, meinte er, sei die Geschichte der Philosophie. Auch hatte er in der Tat noch verhältnismäßig wenig Originaltexte gelesen. Über mich und meine Arbeiten zeigte er sich verblüffend unorientiert; der Gedanke, daß ich von einem Habilitanden eine gewisse schmie-

<sup>1)</sup> Vgl. seine Studien „Der Umgebungsbegriff als Planbegriff. Ein Beitrag zu den erkenntnistheoretischen Grundfragen der Umweltlehre“ 1935 (Sudhoffs Archiv f. Geschichte d. Medizin u. d. Naturwissenschaften, Bd. 27, Heft 6) und „Leibniz'sche Gedanken in der Uexküll'schen Umweltlehre“. Acta biotheoretica 1939 (Vol. V, pars 1).

<sup>2)</sup> „Tierpsychologische Studien an Radnetzspinnen.“ Zeitschrift für vergleichende Psychologie 1940 (Band 27, Heft 5).

<sup>3)</sup> Vgl. seine Studie „Raumauffassung und Raumdarstellung in Kinderzeichnungen“. Archiv für die gesamte Psychologie 1943 (Band 112).

same Aufnahmebereitschaft für meine Hauptanliegen erwarten könne, lag ihm offenbar fern.

Eine *anima candida*, dachte ich, als er sein Pfeifchen aus der Tasche zog und, von dem zweistündigen Gespräch sichtlich ermüdet, bedächtig zu rauchen begann. Eine etwas spröde, norddeutsche, doch musisch-kontemplative Natur, mannigfaltig begabt, kein Streber, durch und durch ehrlich. Also gab ich ihm die Hand und versprach, seine Zulassung als Dozent zu beantragen. Nie habe ich es bereut. Wir harmonierten ausgezeichnet und wurden im Laufe der Jahre Freunde. Aber Schmerz und Wehmut überkommen mich, wenn ich nun auf diese zwei Jahrzehnte zurückblicke, in denen das Schicksal mir manches Erhoffte, ihm fast alles Verdiente schuldig blieb.

Die Habilitation wurde noch im Jahre 1939 durchgeführt, und bald gab es drei wertvolle philosophische Veröffentlichungen von Harald Lassen: seine von E. Cassirer angeregte und begutachtete Dissertation „Mechanismus, Vitalismus, Kausalgesetz a priori und die statistische Auffassung der Naturgesetzlichkeit in der gegenwärtigen Physik“ (1931), seine — im 7. Band der Zeitschrift für Deutsche Kulturphilosophie von O. Fr. Bollnow ausgezeichnet besprochene — Habilitationsschrift „Beiträge zur Phänomenologie und Psychologie der Anschauung“ (1939), und seinen im 6. Band der soeben erwähnten Zeitschrift in einer wesentlich erweiterten und vertieften Fassung erschienenen Habilitationsvortrag „Subjektiver Anschauungsraum und objektiver Gegenstandsraum in der Kantischen Philosophie“. Ich erinnere mich noch deutlich an das Kolloquium; die Vertrautheit des jungen Kollegen mit allen aktuellen Fragen der gegenwärtig sowohl mathematisch-physikalisch als auch biologisch bedrängten Naturphilosophie wurde ebenso wohlwollend vermerkt wie sein pädagogisches Geschick. „An diesem Lassen gewinnt die Universität endlich wieder einmal einen guten Lehrer“, meinte unser Historiker Tellenbach nach der Sitzung.

Aber — der unselige Krieg hatte bereits begonnen, und wenn die Universität nach vorübergehender Schließung im Januar 1940 auch wieder ihre Pforten öffnete, so wurde doch wenig oder nichts aus der fruchtbaren philosophischen Gemeinschaftsarbeit im Schülerkreise, die ich mir erhofft hatte. Meine Doktoranden wurden ausnahmslos eingezogen; die Zahl der Seminarteilnehmer sank. Nichtsdestoweniger konnte Lassen, der sich inzwischen mit Else Toltzin, einer gleichfalls dem Uexküll-Kreise nahestehenden Hamburger Lehrerin, verheiratet hatte, seine Dozentenlaufbahn zwar geräuschlos, doch mit freudigem Eifer beginnen; er fand aufmerksame Zuhörer, selbst wenn er sich über schwierige naturphilosophische Spezialprobleme verbreitete. Außerdem richteten wir zusammen ein durch alle Kriegessemester fortgesetztes Philosophisch-psychologisches Kolloquium ein, an dessen Leitung sich auch der neuberufene Kollege Bollnow beteiligte. Die Zahl der Professoren, welche mitmachten, übertraf manchmal die der Studierenden. Der Zoologe W. J. Schmidt, der Theologe W. Rudolph, der Soziologe

H. L. Stoltenberg, der Anglist W. Fischer, der Jurist K. A. Hall, der Latinist Andreas Thierfelder, der Historiker Kurt Borries, der Mineralog und Petrograph S. Rösch sind mir noch als Vortragende in Erinnerung; andere kamen und gingen, wie es die unruhige Zeit mit sich brachte, die heute diesen und morgen jenen aus seinem Arbeitskreis riß und irgendwo „einsetzte“, wo er oft nur physisch verbraucht wurde, ohne etwas Nennenswertes leisten zu können.

Daß auch Harald Lassen ein solches Schicksal drohe, war nicht anzunehmen. Ein schweres, wenn auch ausgeglichenes Herzübel schützte ihn nach menschlichem und spezialärztlichem Ermessen. Aber er war noch verhältnismäßig jung und so geschah eben doch, was nicht hätte geschehen dürfen: er wurde bei einer Nachuntersuchung für militärisch tauglich erklärt. Nach den ersten größeren Strapazen brach er, noch in der Garnison, zusammen. Die Lazarettbehandlung zog sich lange hin und konnte doch nicht zur Wiederherstellung führen. Als er endlich, nun für immer freigegeben, wieder zu Hause war, traten die schon früher bemerkbaren Kreislaufstörungen in erhöhtem Maße auf; unser Freund sah sich jetzt in auffallender Weise zu einer „Schonhaltung“ gezwungen, die manche für Trägheit, andere für Indolenz, einige auch für stoische Seelenruhe hielten. Gleichwohl nahm er seine Lehrtätigkeit wieder auf; er vertrat jetzt den im Februar 1943 zur Wehrmacht einberufenen Kollegen Bollnow in Psychologie und Pädagogik, leitete auch das Institut an dessen Stelle, sorgte für die Ausbildung der Diplom-Psychologen, vertiefte sich aber auch in den Leibniz-Clarke-Briefwechsel, den wir in gemeinsamen Seminarübungen durchnahmen. Auch die Monadologie übten wir im Sommer 1944 gemeinsam; meine kommentierte Neuübersetzung entstand in jener trotz der vielen Fliegeralarme konzentrierten Arbeitszeit<sup>4)</sup>.

In der Bombennacht am 6. Dezember zeigte sich, was Besonnenheit und unerschrockenes Handeln auch bei geschwächter Körperkraft auszurichten vermögen: Lassen rettete durch seine umsichtige Löscharbeit nicht nur die eigene Mansardenwohnung, sondern damit zugleich das ganze Haus, während die halbe Stadt dem Angriff zum Opfer fiel. Ich gehörte zu den Totalgeschädigten und flüchtete in das kleine Dorf Trohe, wo wir nun sechs Jahre lang hausten, ein und eine halbe Wegstunde von den Trümmern Gießens entfernt. Das Philosophische Seminar war unversehrt geblieben, so daß Lassen und ich schon im Januar 1945 Vorlesungen und Übungen fortsetzen konnten — bis mit der Ankunft der amerikanischen Truppen eine kritische Übergangszeit begann.

In diesen schweren Jahren kehrte ich, wie sich denken läßt, oft bei der Familie Lassen ein: stets freundlich aufgenommen und mit schonender Aufmerksamkeit gepflegt. Es war umständlich, von Trohe nach Gießen zu gelangen, und ein Ausruhestündchen

<sup>4)</sup> Damals entstand auch Lassens Arbeit „Zum Problem der Einheit des Bewußtseins. I. Teil: Bedeutung und Grenzen der Aktpsychologie“. Archiv für die gesamte Psychologie 1944 (Band 112).

in der wohlhaltenen Wohnung eine Wohltat. Lassen besaß eine schöne Bibliothek, in der vor allem die Dichter der Weltliteratur in den altvertrauten Klassiker-Ausgaben der Jahrhundertwende vertreten waren. „Mein Vater hat alles doppelt angeschafft“, erzählte er lächelnd; „jeden Klassiker in zwei gleichen Exemplaren, eins für meinen Bruder, das andere für mich.“ Nun erst erfuhr ich Einzelheiten aus seiner Jugend und lernte auch Mutter und Tante kennen, die nach dem Tode des Vaters<sup>5)</sup> oft für längere Zeit nach Gießen kamen, um im Haushalt mitzuhelfen; denn die beiden Töchterchen Ingeborg und Anke, welche sich — nach dem schmerzlichen frühen Tod der Erstgeborenen — eingestellt hatten, waren noch recht klein und Frau Else Lassen jetzt weniger denn je in der Lage, ihren Schuldienst aufzugeben, da ja doch das Fortbestehen der Universität in Frage stand. Schon wanderte ab, wem sich eine Möglichkeit bot; so ging Kollege Bollnow nach Mainz und tat wohl daran; Ende März 1946 war das Schicksal der Theologischen, Juristischen und Philosophischen Fakultät besiegelt, obwohl nie eine Mitteilung erfolgte, sondern lediglich die Gehaltszahlungen ausblieben.

Unter diesen Umständen bedeutete das erste Allgemeine Philosophen-Treffen nach dem Kriege, das im September 1947 in Garmisch-Partenkirchen stattfand, einen unvergeßlichen Lichtblick. Wir beschlossen sofort, gemeinsam daran teilzunehmen. Der überraschend gut organisierte Kongreß dauerte eine ganze Woche. Da sich auch die wie Lassen seit 1940 im Dienste der Universität befindliche, offiziell nie entlassene Seminarassistentin Dr. Trapp angeschlossen hatte, trat Gießen ganz stattlich — „der Direktor mit seinem ganzen Personal“, scherzte Lassen — in Erscheinung: zu dokumentieren bestrebt, daß auch wir noch „existierten“, nachdem nun doch einmal in den Vorträgen fast ausschließlich von „Existenz“ die Rede war.

Manche Kollegen gingen zuerst recht scheu um uns herum, weil sie sich die Nichtwiedereröffnung der Universität Gießen nicht anders zu erklären vermochten, als daß das eben eine Nazi-verbrecherhöhle sondergleichen gewesen sei, und wir alle miteinander infam kassiert. Mit schalkhaftem Humor erläuterte nun Lassen die wahre Sachlage bei den Mittagsmahlzeiten bald an diesem, bald an jenem Tisch, wobei er die Fragen meist selber stellte, die den anderen nur auf der Stirn geschrieben standen, weil sie zu taktvoll waren sie auszusprechen. Und ganz köstlich war es, wenn er dann mit weltversöhnendem Lächeln und sanfter Ironie Trost spendete und die allenthalben über den Raummangel in den brechend vollen Hörsälen und ihre kaum mehr zu ertragende Arbeitsüberlastung Jammernden philosophisch auf das Wechselhafte

---

<sup>5)</sup> Harald Lassen wurde am 20. September 1908 als Sohn des Oberzollinspektors Emil Lassen und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. von Stefani, in Hamburg geboren, wie hier aus den Akten nachgetragen sei. Die Mutter überlebte den Sohn; der Vater ist nach meiner Erinnerung während des Kriegs einem Herzschlag erlegen.

aller irdischen Dinge hinwies, nur ganz zart andeutend, daß seltsamerweise noch keiner der Wehklagenden auf den Einfall gekommen sei, uns Gießener zu seiner Unterstützung anzufordern. In der Tat hatte ich unseren Marburger Kollegen Julius Ebbinghaus wiederholt gebeten, uns die Wartezeit in seiner Eigenschaft als Rektor durch zeitweilige Lehraufträge zu erleichtern. Er würdigte mich nicht einmal einer Antwort!

In Garmisch lernte Lassen den Mathematiker-Philosophen Hugo Dingler († 1954) kennen, der ihm sofort mit lebhafter Sympathie entgegenkam. Mit Dingler konnte er sich prächtig verständigen; über gewisse Spezialfragen der modernen Raumtheorien jedenfalls besser als mit mir, dem Nichtphysiker. Wir schiefen im gleichen Zimmer, und so konnte ich beobachten, wie er seit dem Tage seiner Anfreundung mit Dingler jedesmal schon in aller Frühe nach dem Notizbuch griff und zu schreiben und kleine Skizzen zu machen begann. Dann stand er eiligst auf, um den vom nämlichen wissenschaftlichen Eros besessenen Oberbayern schon vor dem Frühstück aufzusuchen. Gegen Ende der Tagung nahm mich Dingler beiseite und sprach sich bewundernd über Lassen aus. „Wenn ich ihn doch in München hätte!“ sagte er. „So gut hat mich noch niemand verstanden. Wenn wir beisammen sind, dauert es keine halbe Stunde, und wir haben schon die brauchbarsten Hypothesen. Hoffentlich bringt er seine Ideen eines Tags fein säuberlich zu Papier. Ich finde, daß er zu wenig Ehrgeiz hat.“ — Selbstverständlich erzählte ich Lassen auf der Heimfahrt, wie angetan Dingler von ihm und seiner Raumtheorie gewesen sei. Er lächelte, nickte und meinte, in drei Kapiteln würde er das Ganze wohl auseinandersetzen können. Dingler wolle ihm bei der Verlagssuche behilflich sein <sup>9)</sup>).

Im folgenden Jahre verschlimmerte sich jedoch sein Leiden; die Herzerweiterung nahm zu. Da er nie klagte, war wenig davon zu merken; selbst mir wurde eigentlich erst im Januar 1949 deutlich, wie bedenklich es um ihn stand. Wir hatten die Absicht, das Ehepaar Lassen zu einem Vortrag abzuholen, den Eduard Spranger an der nun wieder einigermaßen intakten, aber auf drei Fakultäten reduzierten Justus Liebig-Hochschule hielt. Er gedachte, die verschiedenen Jugendgenerationen zu charakterisieren, die seit Beginn des Jahrhunderts aufeinanderfolgten: ein Thema, das Lassen interessierte; Jugend- und Entwicklungspsychologie gehörte zu den Vorlesungen, auf die er immer wieder zurückkam. An jenem Abend konnte er jedoch nicht mitkommen, weil er sich wenig wohl befand — und kaum hatte er uns dies erklärt, als ihn auch schon ein schwerer Herzanfall überraschte. Wir brachten ihn zu Bett; er verfiel zusehends; ich bewunderte die Ruhe, mit der er sich beobach-

---

<sup>9)</sup> In einem am 20. Juni 1954 bei der Fakultät eingereichten Schriftenverzeichnis werden zwei Abhandlungen „Begründung der apriorischen Raumlehre“ und „Mathematische Existenz und Zeit“ unter dem Titel „Reine Anschauung und Mathematik“ zusammengefaßt und als druckfertig bezeichnet. Zweifelsohne handelt es sich hier um die mit Dingler durchgesprochenen Gedankengänge.

tete und flüsternd meinte: „Es ist oft vorübergegangen, es kann auch dieses Mal vorübergehen.“ Mit den schlimmsten Befürchtungen verließen wir ihn; heute erscheint es mir fast wie ein Wunder, daß dieses Herz zehn Jahre später noch schlug.

Auch jetzt beschwerte er sich kaum über sein Los, sondern hob immer hervor, daß er sich eigentlich für einen glücklichen Menschen halte, weil er ja doch zur *vita contemplativa* geboren sei und die Beschaulichkeit, welche ihm die Krankheit aufzwingt, von vornherein liebt. Wenn er ungestört über ein Problem nachsinnen konnte, war er zufrieden <sup>7)</sup>.

Als ich im Februar 1951 meine letzten Vorlesungsstunden und Übungen in Gießen hielt, durfte ich Harald Lassen bereits als meinen Nachfolger betrachten; er trat eine breite Erbschaft an und übernahm allein, ohne Assistenz und fast ohne Bezahlung die Arbeit von zwei Ordinarien, zu denen früher sogar noch ein planmäßiger Extraordinarius gekommen war: Philosophie, Psychologie und Pädagogik. Alles das hoffte er leidlich bewältigen zu können, obwohl sich die Zahl der Studierenden wieder wesentlich erhöht hatte. Es waren zunächst überwiegend Mathematiker, für deren treffliche Ausbildung der inzwischen auch schon — viel zu früh! — heimgegangene Kollege Ullrich mit einem umsichtig angeworbenen Stab von Mitarbeitern sorgte. Das Philosophische Seminar bestand als Institut nicht mehr; die Bücher waren der allgemeinen Hochschulbibliothek einverleibt worden, und die Vorlesungen fanden in einem Raum des Mathematischen Instituts statt.

Nur noch zweimal habe ich Lassen nach meiner Übersiedelung nach Braunschweig gesehen: am 6. und 7. Oktober 1954 als sein Hausgast und im Juni 1955 bei Gelegenheit einer Tagung der Schopenhauer-Gesellschaft in Frankfurt. Ich fand ihn wenig verändert und von berechtigten Hoffnungen erfüllt: eine Diätenprofessur war das bescheidene Ziel. Einige öffentliche Vorträge, die er 1954/55 hielt, gehören nach Form und Inhalt gewiß zu seinen schönsten und reifsten Leistungen. Schwerlich kann die „natürliche“ Weltansicht des Naturforschers zutreffender charakterisiert, und einleuchtender, ja zwingender gezeigt werden, daß und wie die „philosophische“ Weltansicht nicht nur ihre Ergänzung, sondern geradezu ihre grundsätzliche Voraussetzung bedeutet, als in dem Aufsatz „Biologisches und Philosophisches Menschenbild“, der Ende 1955 in den Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft erschien. Möchten doch recht viele Kollegen, die das Heft oder einen Sonderdruck besitzen, diese ausgezeichneten Ausführungen in dankbarer Erinnerung an den verstorbenen Philosophieprofessor noch einmal durchdenken. Die zweite Hälfte, in der sich die Zeit als „Fundamentaldimension alles Wirklichen“ und die Zeitlichkeit

---

7) In jener Zeit beschäftigte ihn u. a. ein II. Teil seiner 1944 veröffentlichten Studie „Zum Problem der Einheit des Bewußtseins“, der 1954 gleichfalls als druckfertig bezeichnet ist und unter dem Titel „Reines und empirisches Ich“ erscheinen sollte.





Harald Lassen



des Bewußtseins als „das spezifisch Menschliche“ herausstellt, ist besonders erwägenswert; Lassen selbst spricht hier die philosophische Sprache „unserer“ Zeit. Wie kritisch-bedächtig er dabei jedoch blieb, zeigt (S. 38) seine kurze Anmerkung über Heideggers Kant-Buch.

Lassens Haltung gegenüber der existentialistischen Fundamentalanthropologie war von Anfang an sachlich-distanziert, obwohl Heideggers Bemühungen um einen neuen Zeitbegriff schon in seiner Habilitationsschrift eine nicht unerhebliche Rolle spielten. Meines Wissens war er der Erste, der klar erkannte und — jedenfalls in Vorlesungen und Unterredungen — auch unumwunden aussprach, daß Jaspers und Heidegger nicht so originell sind, wie sie selbst meinen. Ihre Philosophie ist dem „Pragmatismus“ zuzurechnen, der im 19. Jahrhundert überall auf der Erde siegte, wo philosophische Bestseller geschrieben und gelesen wurden. Lassen nahm diesen Pragmatismus ernst, wie seine Ausführungen über die Sorge, die Vorsorge und das Besorgen zeigen — aber er stieß doch immer entschiedener ins Überzeitliche und Apriorische vor, das zwar dem praktischen Zugriff des Menschen entrückt ist, aber nicht seiner theoretischen Meditation<sup>8)</sup>.

Die Anfang 1956 in den Berichten der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde erschienenen „Geistesgeschichtlichen Untersuchungen zum Biogenetischen Grundgesetz“ führen in solche Regionen. Ebenso der schöne Vortrag zur 150. Wiederkehr von Kants Todestag<sup>9)</sup>.

Im Frühjahr 1956 erfreute er mich durch seine verständnisvolle Anteilnahme an der Neuauflage meiner Hegel-Monographie, deren I. Band er klar und pädagogisch geschickt besprach. Es wird wohl seine letzte Veröffentlichung gewesen sein<sup>10)</sup>. Im Herbst des nämlichen Jahres warfen den leidlich Genesenen — der sich inzwischen sogar eine in beträchtliche Höhen führende Erholungsfahrt durch die Ostalpen zugetraut hatte — schwere Zirkulationsstörungen, die sich nun auch cerebrally äußerten, völlig darnieder.

Unser gemeinsamer Freund Dr. med. Zielen lieferte die erschütternden ersten Berichte; zu Weihnachten erhielt ich den letzten eigenhändigen Brief. Es ging wieder etwas besser, aber die erhoffte Arbeitsfähigkeit kehrte auch 1957 nicht zurück. Er konnte die für ihn freigehaltene Diätenprofessur nicht mehr antreten.

Außerstande, die einzelnen Etappen dieses gewiß unvorstellbar qualvollen Marterwegs zu schildern, eile ich zum Ende. Ich entnahm den schlicht zurückhaltenden, aber nichts verschleiern den Mitteilungen der hart geprüften Lebensgefährtin, daß unser Freund, der auch in den schwersten Monaten der Kriegs- und Nachkriegszeit stets umsichtig, besonnen, hoffnungsvoll-heiter und

---

<sup>8)</sup> Vgl. den Aufsatz „Metaphysik und Zeit“. Blätter für Deutsche Philosophie 1944 (Band 18, Heft 1/2). Eine Abhandlung „Kant und das Problem der Zeit“ wird 1954 als druckfertig bezeichnet.

<sup>9)</sup> Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 1954 (Band 23).

<sup>10)</sup> Zeitschrift für philosophische Forschung 1956 (Band X, Heft 1).

lebensfroh geblieben war, die unerträglich gewordene Last der lichtlosen Tage und schlaflosen Nächte gegen Ende des Jahres 1958 nicht mehr weiterschleppen wollte. Gleichwohl mußte er sie noch einmal auf sich nehmen, fast ein völliges Jahr.

Nun aber hat er uns, sechs Tage nach seinem einundfünfzigsten Geburtstag, am Morgen des 26. September 1959 verlassen — und wir schauen dem Entrückten, dem Verewigten, dem Erlösten im beschämenden Gefühl unserer hilflosen Unwissenheit traurig nach.

## Nachruf für Karl Scharrer

Mit Professor Dr. Dr. h. c. Dr. h. c. KARL SCHARRER, Ordinarius für Agrikulturchemie und Direktor des Agrikulturchemischen Instituts, der am 14. Oktober 1959 im 68. Lebensjahr nach langer, schwerer Krankheit heimgegangen ist, verlor die Justus Liebig-Universität und insbesondere deren Landwirtschaftliche Fakultät einen ihrer hervorragendsten Forscher und Lehrer, dessen Wirken für Wissenschaft und Praxis internationale Anerkennung gefunden hatte.

Am 18. Juli 1892 in Linz a. d. Donau geboren, besuchte KARL SCHARRER die Staatsoberrealschule seiner Heimatstadt, an der er 1910 die Reifeprüfung ablegte. Das Studium der Chemie an Hochschulen und Universitäten Österreichs wurde durch die Teilnahme am ersten Weltkrieg, aus dem der Verstorbene nach schwerer Verwundung heimkehrte, unterbrochen. Nach Wiederaufnahme des Studiums an der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn legte er dort 1918 das Examen als Dipl.-Ing. ab und promovierte an der gleichen Hochschule mit der Arbeit: „Über die Oxydation der Phenole“ zum Dr.-Ing. Nach vorübergehender Tätigkeit als Assistent am Institut für Organische-, Agrikultur- und Nahrungsmittelchemie der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn und in der chemischen Industrie in Linz a. d. Donau ging KARL SCHARRER nach Wien und legte die Lehramtsprüfung an der Universität für die Fächer Chemie, Physik und Mathematik ab. Im Jahre 1923 kam er als Assistent an die Hochschule für Landwirtschaft und Brauerei in Weihenstephan und habilitierte sich hier 1931 mit der Arbeit: „Über das Jodproblem in der Agrikulturchemie“ für das Fach Agrikulturchemie. 1935 ernannte ihn die Technische Hochschule München zum apl. Professor. Die Tätigkeit in München fand ihr Ende durch die Berufung zum kommissarischen Direktor des Agrikulturchemischen Instituts der Universität Jena und Leiter der Thüringischen Landwirtschaftlichen Versuchsstation Jena (1936). Im gleichen Jahre erhielt der Verstorbene einen Ruf auf den Lehrstuhl für Agrikulturchemie der Universität Gießen, dem er Folge leistete. Im Jahre 1937 erfolgte die Ernennung zum ordentlichen Professor und Direktor des Agrikulturchemischen Instituts der Universität Gießen. 23 Jahre, bis zu seinem frühen Tode, verwaltete der Verstorbene dieses Amt und lehnte ehrenvolle Berufungen an die Technische Hochschule in Brünn und an die Universität Bonn ab.

Die wissenschaftlichen Arbeiten umfassen die Gesamtgebiete der Pflanzen- und Tierernährung. In seiner Münchener Zeit befaßte er sich zunächst intensiv mit der Wirkung der Phosphorsäure auf das Pflanzenwachstum. Grundlegend sind

hier seine Arbeiten über das Rhenaniaphosphat. Darüber hinaus begann der Verstorbene als einer der ersten sich intensiv mit der Frage zu beschäftigen, wie die sogen. Spurenelemente das Wachstum der Pflanze beeinflussen. Systematisch wurden die in Frage kommenden Elemente untersucht. In diesem Zusammenhang entstanden auch die grundlegenden Arbeiten über die agrikulturchemische Versuchsanstellung, speziell die Gefäß- und Wasserkulturversuche. Besonders das Element Jod wurde auf seinen Einfluß auf den pflanzlichen und tierischen Organismus untersucht. Bereits im Jahre 1928 erschien eine Monographie über die „Chemie und Biochemie des Jods“, ein Buch, welches auch heute noch zu den Standardwerken über dieses Element zählt. In der Tierernährung wurden in eingehenden Untersuchungen Fragen der Futterkonservierung und des Futterwertes der verschiedensten Pflanzenarten bearbeitet, sowie die Wirkung des Jods und der Saponine auf den tierischen Organismus untersucht. Hervorzuheben sind auch die Arbeiten über Eiweißersatz in der Fütterung der landwirtschaftlichen Nutztiere. Die Beschäftigung mit all diesen Problemen brachte es mit sich, daß eine Vielzahl von Arbeiten rein analytischer Natur war. Zu nennen wären hierbei aus der Münchener Zeit die Methoden zur Bestimmung von Stickstoff, Bor, Nitrat, Chlorat, Perchlorat und Rohfaser.

Die 23 Jahre der Gießener Tätigkeit bildeten den Höhepunkt von Scharrers wissenschaftlicher Laufbahn. Die schon in München begonnenen Arbeiten über die Wirkung und Bedeutung der Spurenelemente wurden fortgesetzt. Zu den Arbeiten über die Wirkungen der Düngemittel kamen die der Mikronährstoffe und ihre Anwendung, z. B. in Form von Metallmehlen, hinzu. Die Zusammenhänge zwischen der Düngung und der Qualität der landwirtschaftlichen Nutzpflanzen, vor allem im Hinblick auf den Vitamingehalt, bildeten ein weiteres großes Arbeitsfeld. Als einer der ersten Forscher erkannte der Verstorbene die Möglichkeiten, die sich aus der Anwendung der radioaktiven Isotope zur Aufklärung physiologischer Vorgänge in Pflanzen ergeben. Auf dem Gebiete der Tierernährung wurden grundlegend die Fragen der Futterkonservierung, der Verdaulichkeit und des Futterwertes weiter verfolgt. Besonderes Augenmerk wandte er den Konservierungsmitteln und Mineralstoffen sowie den Vitaminen zu. Gleichzeitig mit den aktuellen Fragen, die sich auf dem Gebiete der Pflanzen- und Tierernährung ergaben und bearbeitet wurden, entstand eine Fülle analytischer Verfahren zur Bestimmung der Mikronährstoffe, der Vitamine, sowie zur Untersuchung der Dünge- und Futtermittel.

Das wissenschaftliche Werk von SCHARRER umfaßt weit über 300 Veröffentlichungen in der einschlägigen Fachliteratur. Hinzu kommen die Buchveröffentlichungen, von denen die bedeutendste, die „Biochemie der Spurenelemente“, 1941 in erster Auflage erschienen ist. Die Bedeutung dieses Werkes erhellt die Tatsache, daß 1955 bereits die dritte Auflage notwendig war. Als nach dem Kriege für



Karl Scharrer





die Studierenden keine Lehrbücher zu haben waren, gab der Verstorbene eine Reihe von Studienbogen heraus, die in prägnanter Form alles Wesentliche aus dem Gebiet der Pflanzen- und Tierernährung enthielten. Auf dem Gebiete der Tierernährung entstand das Buch „Die biochemischen Grundlagen der Tierernährungslehre“, welches sich sowohl bei Fachkollegen als auch bei Studierenden weitester Verbreitung erfreut. Als Krönung seiner Lebensarbeit begann SCHARRER 1958 die Vorbereitungen zur Herausgabe eines „Handbuches der Pflanzenernährung und Düngung“. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Vollendung dieses Werkes zu erleben.

Die Anerkennung seiner Leistungen durch die Fachkollegen des In- und Auslandes führte zu Berufungen in viele Ehrenämter. Das Vertrauen der Kollegen der Landwirtschaftlichen Fakultät äußerte sich in einer fünfmaligen Wiederwahl zum Dekan, einem Amt, das er von 1950 bis 1955 innehatte. Während dieser Zeit erwarb sich SCHARRER unvergessene Verdienste um den Neuaufbau der im Kriege zerstörten Institute der Landwirtschaftlichen Fakultät und auch der Universität. Von 1951 bis 1957 leitete er die Fachgruppe Bodenkunde, Pflanzenernährung und Düngung des Verbandes der Deutschen Landwirtschaftlichen Untersuchungs- und Forschungsanstalten. Außerdem war er noch in vielen Ausschüssen und Gremien wissenschaftlicher Gesellschaften und der Ministerien tätig. Die Pontifikalakademie Rom sah ihn unter ihren Rednern.

In seinen letzten Lebensjahren wurden SCHARRER als äußere Anerkennung seiner Verdienste um die praktische Landwirtschaft, die Landwirtschaftliche Fakultät und die Universität Gießen zahlreiche Ehrungen zuteil. 1956 ernannte ihn der Provincial Utrechts Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Utrecht zu ihrem auswärtigen Mitglied. Die Hochschule für Bodenkultur in Wien ehrte ihn durch Promotion zum Dr. rer. nat. techn. h. c. und nur wenige Wochen später wurde ihm aus Anlaß der 350-Jahr-Feier der Justus Liebig-Universität der Justus von Liebig-Preis für verdiente Wissenschaftler verliehen. Am gleichen Tage ehrte ihn auch die Veterinärmedizinische Fakultät der Universität Gießen durch die Promotion zum Dr. med. vet. h. c. Der Verband Deutscher Landwirtschaftlicher Untersuchungs- und Forschungsanstalten und die Gesellschaft für Ernährungsphysiologie der Haustiere ernannten ihn zum Ehrenmitglied.

Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit fand SCHARRER Zeit und Muße, sich mit öffentlichen Problemen auseinanderzusetzen, besonders in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg, als es galt, die Universität neu zu gründen und der heranwachsenden akademischen Jugend ein Beispiel freiheitlicher Lehre und Forschung zu geben. Dank seinem persönlichen Einsatz gelang es ihm, den Wiederaufbau seines im Krieg zerstörten Instituts relativ früh zu vollenden. So konnte er seinen Studenten und Schülern eine gründliche Ausbildung zuteil werden lassen. Durch seine Persönlichkeit und sein pädagogisches Talent war es ihm in Vorlesungen und

Übungen vergönnt, den Studenten nicht nur fachliches Wissen zu vermitteln, sondern auch Anregungen zu selbständigem Denken und Handeln zu geben. Wo es notwendig war, übte er strenge Kritik, die jedoch nie zerstörte, sondern stets aufbaute. Wie sehr ihm die Ausbildung der akademischen Jugend am Herzen lag, zeigte sich in den Vorlesungen und Übungen, die stets den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen entsprachen.

Gleich nach dem Kriege unternahm SCHARRER zahlreiche Auslandsreisen, auf denen er alte Verbindungen wissenschaftlicher und persönlicher Art erneuerte. Auf diese Weise konnte er dazu beitragen, der deutschen Wissenschaft wieder zu internationalem Ansehen zu verhelfen. Mit zahlreichen Persönlichkeiten des In- und Auslandes pflegte er einen ständigen regen Gedankenaustausch.

Wie sehr SCHARRER mit seinem Institut verwachsen war, zeigte sich in den langen Wochen seiner Krankheit. Während seiner langen Leidenszeit verging kaum ein Tag, an dem er sich nicht über das Ergehen der Institutsangehörigen und den Fortgang der Arbeiten seiner Mitarbeiter berichten ließ, die er bis zuletzt mit reger Anteilnahme verfolgte und durch Ratschläge aus seinem reichen Wissen förderte. Mitten aus einem rastlosen Schaffen ereilte ihn der Tod, viel zu früh, um zahlreiche angefangene Arbeiten vollenden zu können. Ebenso gingen persönliche Wünsche — er dachte noch an mehrere große Auslandsreisen — nicht mehr in Erfüllung.

Dem Wissenschaftler und dem Menschen SCHARRER werden die Fachkollegen, Freunde und Schüler stets ein ehrendes Andenken bewahren. Sein Name wird mit der Justus Liebig-Universität und vor allem mit dem Agrikulturchemischen Institut für alle Zeit verbunden bleiben.

## Nachruf auf Martin Greiner

Die Universität Gießen betrauert den Verlust Professor Martin Greiners, des Ordinarius für Literaturwissenschaft und Literaturgeschichte. Mit ihr trauert ein großer Kreis von Freunden und ehemaligen Schülern in beiden Teilen Deutschlands. Er starb, kurz vor Vollendung seines 55. Lebensjahres, am 7. November 1959 an den Folgen eines Autounfalls, den er auf der Fahrt zur Reinhardswaldschule bei Kassel erlitt.

Der Tod riß ihn aus dem Kreise seiner Familie und aus einem Leben voll vielseitigen Wirkens. Leben und Werk bieten sich dem menschlichen Auge als Fragment dar; ganz und unteilbar lebt jedoch in unserer Erinnerung das Bild der Persönlichkeit, des Individuums. Persönlichkeit, Leben und Werk eines Menschen aber gehören untrennbar zusammen. Wir wollen versuchen, uns diese Einheit hier nochmals vor Augen zu führen.

Unsere Aufnahme zeigt Martin Greiner noch einmal so, wie wir ihn in seinen besten Stunden erleben durften: heiter, gelöst, mit einem verbindlichen Lächeln. Doch darf uns dieses Bild nicht über die Vielschichtigkeit und den Spannungsreichtum seines Wesens hinwegtäuschen. In ihm verbanden sich scharfe Beobachtungsgabe und Sinn für Realität mit einer lebendigen, bildhaften Phantasie, die Freude an häuslicher Behaglichkeit mit der aktiven Teilnahme an öffentlich-politischen Fragen; seine Verbindlichkeit und Toleranz fanden ihr Gegenstück in der Schärfe, mit der er seine Meinung verfechten konnte, und sein ausgeprägter Sinn für das Komische, die Lust am Wortspiel und Bonmot, war, wie jeder Humor, das Korrelat zu einer pessimistischen Grundhaltung. Diese Spannungen entsprangen der künstlerischen Sensibilität seines Wesens; sie wurden aber überstrahlt von einer Menschlichkeit, die wir geradezu als den Grundzug seiner Persönlichkeit bezeichnen können. Zu dieser Menschlichkeit gehörte ebenso das Interesse für seine Mitmenschen, das er gern mit Grillparzer als „anthropologischen Heißhunger“ bezeichnete, wie die Hilfsbereitschaft, mit der er ihnen entgegenkam. Sie umfaßte gleichermaßen seinen Abscheu gegenüber dem Unmenschlichen wie seinen Verdacht gegen alles „Übermenschliche“. Auch seine Wissenschaft war ihm ein humanes Anliegen; wie die Sprache den Menschen vor den Tieren auszeichnet, so sah er im Poeten den eigentlichen Menschen.

Humanität und Toleranz gehören zum besten Erbe der Aufklärung, das bis in unser Jahrhundert hinein in seiner Vaterstadt Leipzig lebendig war. Hier wurde er 1904 geboren, und hier empfing er die entscheidenden geistigen Eindrücke seiner Jugend; er absolvierte seine Schulzeit an der berühmten alten Nikolaischule und bezog im Jahre 1925 die Alma mater Lipsiensis, um Germa-

nistik, Geschichte und Philosophie zu studieren. Von seinen akademischen Lehrern muß außer dem Literaturhistoriker H. A. Korff vor allem der Religionsphilosoph Paul Tillich genannt werden, der starken Einfluß auf ihn ausübte.

Nach der Promotion im Jahre 1929 setzte er seine Studien als Stipendiat der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft fort. Er arbeitete zunächst bei Hübner und Julius Petersen in Berlin und ging dann nach München, um sich bei Walter Brecht zu habilitieren.

Aber dieser Plan konnte nicht verwirklicht werden; denn inzwischen war in Deutschland das Hitlerregime an die Macht gekommen. Die Eheschließung mit einer Frau, die nicht den Rassegesetzen dieses Staates entsprach, machte die Habilitation unmöglich. Er mußte die wissenschaftliche Laufbahn aufgeben und begann, zunächst ganz von unten auf, im Verlagswesen seiner Vaterstadt zu arbeiten. Nach einer Volontärzeit in der Firma Koehler & Volckmar wurde er Verlagsredakteur im Staackmann-Verlag. Doch auch diese Tätigkeit wurde ihm erschwert: der Ausschluß aus der Reichsschrifttumskammer im Jahre 1937 bedeutete gleichzeitig das Verbot jeder eignen Publikation. Die letzten Kriegsjahre verbrachte er im Zwangsarbeitslager Osterode im Harz.

Das Jahr 1945 brachte ihm die Rückkehr zu seiner Frau, die sich in einem mecklenburgischen Dorfe verborgen gehalten hatte, und zu seinen beiden im Kriege geborenen Kindern. Nun bot sich endlich die Möglichkeit, die wissenschaftliche Laufbahn nach zwölf Jahren Unterbrechung wieder einzuschlagen. Er übernahm eine Assistentenstelle am Germanistischen Institut der Universität Leipzig und habilitierte sich 1947 mit einer Arbeit über „Das Naturgefühl in der Lyrik des 19. Jahrhunderts“. Der Ernennung zum außerplanmäßigen Professor folgte bald die planmäßige außerordentliche Professur. Einen Ruf als Ordinarius nach Rostock und eine entsprechende Anfrage der Universität Jena lehnte er ab; denn Leipzig war in den Jahren nach dem Krieg nicht nur ein kultureller Mittelpunkt der Ostzone, sondern hier konnte die Universität auch am längsten die akademische Freiheit und Tradition bewahren. Es war eine bei aller äußeren Not der Nachkriegsjahre innerlich lebendige, geistig bewegte Zeit, und für ihn waren es persönlich und beruflich reiche und erfüllte Jahre.

Es sei mir erlaubt, an dieser Stelle etwas über Greiners Tätigkeit als akademischer Lehrer zu sagen, da ich die Leipziger Zeit als Studentin und Assistentin miterlebt habe. Das erste, was in seinen Vorlesungen einem außenstehenden Beobachter auffallen mußte, war der unmittelbare Kontakt mit seinen Hörern. Das lebendige Gegenüber war für ihn eine Grundbedingung seines Vortrags, und es war ihm wichtig, ob seine Gedanken „angekommen“ waren. Seine stets ausgearbeiteten Vorlesungen mit ihren bestechenden Formulierungen und einprägsamen Vergleichen zwangen zum Mitdenken und reizten auch oft zum Widerspruch. Wer fertige, unanfechtbare Ergebnisse erwartete, die er „schwarz auf weiß“ nach



*Martin Steinof*

im Germanistischen Institut Leipzig



Hause tragen konnte, kam bei ihm nicht auf seine Kosten; es kam ihm vielmehr darauf an, auch das Bekannte erstaunlich und das Selbstverständliche wieder fragwürdig werden zu lassen. Man erlebte die Literatur als etwas Lebendiges und brennend Aktuelles, man spürte: „Tua res agitur.“ Wie oft standen nach den Vorlesungen und Seminaren die Gruppen noch heftig diskutierend zusammen. Die Marxisten, die in seinen Vorlesungen saßen, waren manchmal erstaunt und hilflos, daß sich die wissenschaftliche Methode dieses Professors so gar nicht in das Schema „idealistisch — materialistisch“ einordnen ließ.

In den Übungen bildete sich bald ein fester Schülerkreis. Hier lernte man den intimen Umgang mit der einzelnen Dichtung, man lernte vor allem erst einmal die schwierige Kunst des richtigen Lesens, die die Grundlage jeder Interpretation bildet. Vielleicht konnte man erst nach der Teilnahme an einem solchen Seminar ermessen, wieviel Arbeit und Sachkenntnis in den so anziehend formulierten und vorgetragenen Vorlesungen steckten.

Aber auch außerhalb des eigentlichen Institutsbetriebs war Professor Greiner für die Studenten da. Viele kamen rat- und hilfesuchend zu ihm in die Sprechstunde oder auch in die Wohnung; erstaunlicherweise fand er stets Zeit und wußte auch meistens Rat für die verschiedenartigen Nöte, mochten sie nun beruflicher oder persönlicher, finanzieller oder politischer Art sein.

Doch auch für ihn selbst verschärfte sich der politische Druck immer mehr. Die sogenannte Studienreform schränkte die Freiheit der Dozenten und Studenten zusehends ein; dazu kamen persönliche Angriffe und personelle Veränderungen im Institut, die dazu führten, daß Greiner nur noch über bestimmte Gebiete lesen durfte, die man ihm vorschrieb. So entschloß er sich im Herbst 1952 schweren Herzens zur Flucht. Dies bedeutete für ihn einmal die Loslösung von seiner Heimat, der er so eng verbunden war, ferner aber zum zweiten Mal die Unterbrechung seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Von Berlin aus flog er mit seiner Frau und seinen drei Kindern nach Bayern, wo er — zunächst bei Freunden — eine Unterkunft fand. Ein Stipendium der Forschungsgemeinschaft half über die erste schwierige Zeit hinweg, dazu kamen Arbeiten für den Rundfunk und verschiedene Vorträge. 1955 erhielt er einen hauptamtlichen Lehrauftrag für deutsche Literaturwissenschaft an der Justus Liebig-Hochschule in Gießen, der ein Jahr später in eine Kw-Professur umgewandelt wurde. In Gießen fand er mit seiner Familie eine neue Heimat — soweit dies überhaupt möglich war — und es boten sich ihm neue Aufgaben, die ihn lockten; denn er war eigentlich nicht der Mann, der sich auf die Dauer in der Einsamkeit der stillen Studierstube wohlfühlt hätte. Sein Aufgabenkreis vergrößerte sich rasch. Das „Studium Generale“ blühte unter seiner Betreuung auf; dazu kam die Mitarbeit im „Mitteldeutschen Arbeitskreis“ und die Leitung der Sektion Literatur beim „Institut für kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung“. Als aus der Justus Liebig-Hochschule wieder eine Univer-

sität wurde, war er als Abteilungsleiter und Senatsmitglied entscheidend an den Bemühungen um den Wiederaufbau einer geisteswissenschaftlichen Fakultät beteiligt. Große Verdienste erwarb er sich beim Universitätsjubiläum mit der Redaktion der Festschrift. Am 28. 7. 1958 wurde er zum persönlichen Ordinarius für Literaturwissenschaft und deutsche Literaturgeschichte ernannt, seit Sommersemester 1959 vertrat er außerdem den Lehrstuhl für neuere deutsche Literatur in Marburg. In der Gießener Hochschulgesellschaft übernahm er das Amt des Schriftführers.

Martin Greiner widmete seine Kräfte aber nicht nur der Universität, sondern nahm auch regen Anteil am kulturellen Leben der Stadt Gießen, besonders am Theater. Als Mitglied des Aufsichtsrats und Vorsitzender des Theatervereins galt seine Sorge der Erhaltung und dem Niveau der traditionsreichen städtischen Bühne.

Eine neue Aufgabe kam auf Greiner zu, als das Hessische Kultusministerium eine Neuordnung der Lehrerbildung in Angriff nahm. In zahlreichen Sitzungen, in denen es manchmal fast dramatisch zuging, wurde in den Jahren 1958 und 1959 vom Kulturpolitischen Ausschuß des Landtages, den Vertretern der Regierung und den Vertretern der Universitäten um das „Gesetz über das Lehramt an öffentlichen Schulen“ gerungen. Greiner trug, aus seinem Verantwortungsbewußtsein für die Struktur der deutschen Bildung heraus, schwer an der Problematik, die sich aus der geplanten Verbindung zwischen der Lehrerbildung und den Universitäten ergab, und sah in trüben Stunden das schönste Ziel gefährdet, das er sich für seine Arbeit in Gießen gesteckt hatte: den Wiederaufbau einer Philosophischen Fakultät. Die Fahrt, auf der er tödlich verunglückte, hatte ihn zu einer Konferenz über die Fragen des wissenschaftlichen Wahlfaches an den neuen hessischen Hochschulen für Erziehung führen sollen. Er wurde den Kollegen und Freunden an der Universität in dem Augenblick entrissen, als die ersten Wirkungen seiner hingebungsvollen Arbeit sich abzeichnen begann. Den bald danach wirklich beginnenden Aufbau einer Philosophischen Fakultät hat er nicht mehr erlebt.

So wie sein Lebensweg nicht glatt und ebenmäßig war, sondern voller Umwege, jäher Unterbrechungen und neuer Anfänge, so bildet auch sein Werk auf den ersten Blick keine Einheit. Überblickt man die Fülle der Vorträge, die er gehalten hat, die verschiedenartigen Themen der Publikationen, so scheint es auf den ersten Blick schwer, den gemeinsamen Ausgangspunkt zu finden, aus dem diese Arbeiten erwachsen sind und den sie umkreisen. Versucht man, sie zu gliedern und in Gruppen zusammenzufassen, so ergibt sich zunächst, daß sie vorwiegend aus drei bestimmten Epochen der deutschen Literaturgeschichte stammen.

Die erste Epoche ist die Aufklärungszeit. Er begann seine akademische Lehrtätigkeit mit einer Probevorlesung über Gellert, und der letzte Vortrag, den er hielt, hatte Lessing zum Thema. Dazwischen liegen der Artikel „Aufklärung“ im Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, die Herausgabe der „Insel Felsen-



burg“, die noch kurz vor seinem Tod erschien, und das Fragment gebliebene Werk über den Trivialroman des 18. Jahrhunderts.

Die zweite Gruppe hat er selbst mit dem Titel seines Buches bezeichnet, sie behandelt die Literatur „Zwischen Biedermeier und Bourgeoisie“. Dazu gehören außer diesem Buch die Habilitationsschrift, der Vortrag „Politik und Dichtung 1830 bis 1850“, den er zum Germanistentag in Rom gehalten hat, und die Herausgabe der Werke Heinrich Heines. Die dritte Epoche umfaßt die Dichtung unseres Jahrhunderts. In zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen hat sich Martin Greiner mit Rilke und Thomas Mann, mit Zuckmayer und Brecht, mit Kafka, Broch und Musil auseinandergesetzt.

Daneben erscheinen noch Titel und Themen, die sich nicht so ohne weiteres einordnen lassen; z. B. „Literatur und Gesellschaft“, „Der Lebensraum der modernen Literatur“, „Literatur ohne Leser“ oder „Über die Grenzen des dichterischen Ausdrucks“.

Wo liegt nun der gemeinsame Ausgangspunkt für diese verschiedenartigen Themen?

Er ist zweifellos in dem zu finden, was Greiner unter Literatur verstand. Sie war für ihn nicht nur Objekt historischer und ästhetischer Forschung, Gegenstand der Wissenschaft, sondern ein Lebensbereich, der jeden Menschen angeht. Insofern hat die Literatur auch eine wirtschaftliche Seite, sie ist auch Objekt für tatkräftige Verleger, Ware für geschäftige Buchhändler, Stoff für begierige Leser. Diesen praktischen Aspekt der Literatur hatte er in den langen Jahren seiner Arbeit im Verlagswesen kennengelernt, und er hatte in dieser Zeit Erfahrungen gesammelt und Impulse empfangen, die seine wissenschaftliche Tätigkeit entscheidend bestimmen sollten. So sah er in der Dichtung auch ein soziologisches und politisches Phänomen und bezog Fragen des Publikums und der literarischen Geschmacksbildung mit in seine Untersuchungen ein. In diesen Zusammenhang gehört auch seine Beschäftigung mit der Literatur der Ostzone („Literatur ohne Leser“ und „Das literarische Bild der Sowjetzone“).

Untersuchte er so die Literatur auf ihre Wirkung hin, so verfolgte er sie umgekehrt auch bis zu ihrem Ursprung. Dazu gehören die Entstehungsgeschichte einer Dichtung, das Leben und die Eigenart ihres Autors sowie seine Stellung innerhalb seiner Zeit und Gesellschaft. Das bedeutet aber nicht, daß er in der Dichtung etwa im positivistischen Sinne vor allem den Niederschlag bestimmter Erlebnisse oder Anschauungen erblickt hätte. Er sah darin nicht das Ergebnis, sondern das Symptom einer Entwicklung. Indem der Dichter das auszusprechen berufen oder verurteilt ist, was die andern Menschen nur unklar empfinden, ist er nicht nur Sprachrohr des Neuen, sondern er schafft auch umgekehrt eine neue Welt. „Die Welt aus Sprache . . ., die immer wieder geschehene Welt zum Unterschied von der Weltgeschichte“, so definierte Greiner einmal die Literatur („Der Lebensraum der modernen Literatur“, in: Die Sammlung, Jg. 10, 1955, S. 231).

Literaturgeschichte war also für Martin Greiner nicht etwa nur

ein Teil der allgemeinen historischen oder soziologischen Forschung. Der Gegenstand der Literaturwissenschaft war auch für ihn das Wort, der dichterische Text, und ihre vornehmste Aufgabe die Textinterpretation. Aber bei den literarischen Texten traf er eine umfassendere Auswahl, als das gewöhnlich der Fall ist. Er betrachtete nicht nur die Gipfelleistungen der Dichtung, sondern auch die Zeiten, die gemeinhin als weniger fruchtbar gelten. Daher die Beschäftigung mit der Aufklärung und mit dem „Ende der Kunstperiode“, der Zeit zwischen 1830 und 1850. Er ging aber noch einen Schritt weiter in dieser Richtung, indem er in seinen letzten Lebensjahren den Trivialroman des 18. Jahrhunderts zum Gegenstand einer ausführlichen Untersuchung nahm. Diese Literatur, die vom ästhetischen Standpunkt aus uninteressant und unergiebig ist, hielt er für eine „unentbehrliche und notwendige Ergänzung zu unseren traditionellen und zum Teil konventionellen Vorstellungen von Literatur überhaupt“ (Manuskript über den Trivialroman). Greiner wollte damit einen „Beitrag zur Entstehung der modernen Unterhaltungsliteratur“ geben — so sollte der Untertitel des Buches lauten — und er wollte an diesem Beispiel die Wechselbeziehung zwischen „hoher“ und „niedriger“ Literatur darstellen; dies war die Arbeitshypothese seiner Untersuchungen.

Es war ihm nicht vergönnt, sein Werk zu vollenden. Daß er schon seit Jahren über diese Fragen nachgedacht hatte, zeigt sein viel früher erschienenenes Buch „Zwischen Biedermeier und Bourgeoisie“. Hier bot sich gewissermaßen ein Modellfall in dem Einfluß dar, den das Wiener Volkstheater auf den größten österreichischen Dichter, auf Franz Grillparzer, ausgeübt hat, der von der Warte der „hohen Literatur“ aus so oft als Epigone unserer Klassiker mißverstanden worden ist. Greiner begreift Grillparzer nicht als Epigonen, sondern als gewissenhaften Verwalter eines dichterischen Erbes, das von den besten Kräften einer volkstümlichen Literatur mitgespeist war.

Die Frage, wie Dichtung angesichts des erdrückenden klassisch-romantischen Erbes noch möglich sei, wird als das zentrale Problem jener Epoche dargestellt. In der Stagnation der Zeit bleibt ihnen nur Epigonentum (Immermann, Platen) oder weltschmerzliche Zerrissenheit (Grabbe), der Weg ins Idyll (Mörrike, Droste) oder die Flucht ins Exil (Büchner, Heine). Heine wird als die beherrschende Gestalt in diesem Zeitraum gesehen. Seine geistesgeschichtliche Leistung besteht in der Emanzipation vom klassisch-romantischen Erbe, die sich zugleich als eine Emanzipation der dichterischen Sprache erweist.

Vielleicht ist die Tatsache, daß hier ein Kapitel deutscher Literaturgeschichte im Zeichen Heines dargestellt und analysiert wird, einer der Gründe dafür, daß im Ausland dieses Buch mehr Anklang und Erfolg gefunden hat als in Deutschland. Heine, der emanzipierte Jude, der frivole Spötter, der sich in Paris so viel

wohler fühlte als in der deutschen Kleinstaaterei — er ist bis heute bei uns noch nicht so recht heimisch geworden.

Ein weiterer Grund mag in der Art und Anlage des Buches zu finden sein; es ist mehr darstellend als analysierend. Unter Verzicht auf methodische Auseinandersetzungen und einen gelehrten Apparat werden die Gedanken und Ergebnisse mit jenem poetischen Einfühlungsvermögen und in der leichten und bilderreichen Sprache dargestellt, die für Martin Greiner charakteristisch waren. Bücher dieser Art geraten bei uns leicht in den Verdacht, „unwissenschaftlich“ zu sein, so als müsse man ihnen notwendigerweise die Mühe ihrer Entstehung anmerken.

Eine Fortsetzung war als Möglichkeit ins Auge gefaßt, Vorarbeiten dafür liegen bereit. Sie sollte die Zeit des poetischen Realismus von Stifter und Hebbel bis zu Gottfried Keller und Theodor Fontane behandeln. — So bietet sich das Werk Martin Greiners als Fragment dar, aber als ein Fragment, das in der Fülle seiner Anregungen und Einsichten, von der liebevollen Einzelbeobachtung bis zur kühnen Deutung literaturhistorischer Zusammenhänge, noch keineswegs ausgeschöpft ist.

Die für das Wintersemester geplanten Vorlesungen sollten Lessing und Brecht zum Gegenstand haben. Lessing war auch das Thema des letzten Vortrags, den Martin Greiner gehalten hat; er trug den Titel: „Lessing oder die Vernunft des Herzens“ und endete mit dem Zitat einer Briefstelle, die Lessing an seine spätere Frau Eva König geschrieben hat. Dieses Wort läßt sich auch über das Leben und Wirken Martin Greiners setzen; es lautet:

„Ich will hier sein, wie wir überhaupt in der Welt sein sollten; gefaßt, alle Augenblicke aufbrechen zu können, und doch willig, immer länger und länger zu bleiben.“

## Schriftenverzeichnis

### A. Vor 1934

1. Das frühromantische Naturgefühl in der Lyrik von Tieck und Novalis Leipzig 1930 (Von deutscher Poeterey Bd. 7) (Diss.).
  2. Briefe von Rainer Maria Rilke in: Zs. f. Deutschkunde 44. Jg. 1930.
  3. Die Dichtung Hans Carossas in: Zs. f. Deutschkunde 45. Jg. 1931.
  4. Stifters Naturgefühl in: Zs. f. Dt. Bildung 1931, Heft 9.
  5. Heinrich Seuse, Das Büchlein der Ewigen Weisheit. Ausgewählt, übertragen und mit einem Nachwort versehen von Martin Greiner. Inselbücherei Nr. 472 (Leipzig 1934).
- 5a. Dazu eine unveröffentlichte Arbeit: Dichterische Elemente in der Sprache des Mystikers Heinrich Seuse. (Die Arbeit wurde aus Gründen des politisch bedingten Berufswechsels nicht mehr abgeschlossen.)
- Ferner von 1931—34 Rezensentenmitarbeit am Literaturbl. f. Germ. und Roman. Philologie (Prof. Behaghel).

### B. Zwischen 1934 und 1945

6. Das Erbe der Romantik. Zum 150. Geburtstag von Justinus Kerner. Frankfurter Zeitung vom 18. September 1936.
7. Ernst Rudorff, Aus den Tagen der Romantik. Bildnis einer deutschen Familie. Leipzig 1938. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Elisabeth Rudorff (und Martin Greiner — seine Herausgeberschaft mußte aus politischen Gründen ungenannt bleiben).

8. Christian Fürchtegott Gellert, Eine Auswahl der schönsten und bekanntesten Fabeln und Erzählungen, Oden und geistlichen Liedern. Leipzig 1941 (Mit einem Nachwort von M. G.).

#### **C. Nach 1945**

9. Das Naturgefühl in der Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts. Teil I. Hab.-Schrift. (Masch.-Schrift) Leipzig 1947.
10. Über die Grenzen des dichterischen Ausdrucks, in: Die Sammlung, 1953, Heft 7/8.
11. Zwischen Biedermeier und Bourgeoisie. Ein Kapitel deutscher Literaturgeschichte im Zeichen Heines. Leipzig 1953. Gleichzeitig Lizenzausgabe: Göttingen 1953.
12. Thomas Manns Faustus-Roman in: Die Sammlung 1954, Heft 11.
13. Der Lebensraum der modernen Literatur in: Die Sammlung 1955, Heft 5.
14. Theodor Fontanes Briefwechsel mit Georg Friedländer in: Die Sammlung, 1955, Heft 9.
15. Politik und Dichtung 1830—1850 in: Die Sammlung 1956, Heft 6.
16. „Erstarrende Seelen“ (Zur geistigen Situation in der sowjetischen Besatzungszone.) Frankfurter Allgemeine Zeitung, Sept. 1953.
17. Geistsüchtig — und doch Fälscher. Frankf. Allgem. Ztg. 24. 12. 1954.
18. Das literarische Bild der Sowjetzone in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft, Gießen 1956.
19. Literatur und Gesellschaft in: Deutsche Universitätszeitung, 12. Jahrgang 1957, Heft 8.
20. Literatur ohne Leser. Joh. R. Becher als Repräsentant der sowjetzonalen Literatur in: Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens. Band 3: Aus Natur und Geschichte Mittel- und Osteuropas. Gießen 1957, S. 168—182.
21. Das artistische Element bei Thomas Mann in: Anstöße, Berichte aus der Arbeit der Evangelischen Akademie Hofgeismar, Nov. 1957.
22. Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ in: Anstöße, Berichte aus der Arbeit der Evangelischen Akademie Hofgeismar, Januar 1958.
23. Theodor Gottlieb von Hippel. Akademischer Vortrag zur Jahresfeier am 1. Juli 1958 in Gießen. Gießen 1958.
24. Carl Zuckmayer als Volksdichter in: Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 49/50 (1958).
25. Heinrich Heine, Werke. Ausgewählt und herausgegeben und mit einem Nachwort von Martin Greiner, 2 Bände. Kiepenheuer und Witsch, Köln 1956.
26. Georg Büchner, Lenz / Der Hessische Landbote. Mit einem Nachwort von Martin Greiner. Reclam Verlag, Stuttgart 1957.
27. Johann Gottfried Schnabel, Die Insel Felsenburg. In der Bearbeitung von Ludwig Tieck, neu herausgegeben mit einem Nachwort von Martin Greiner. Reclam Verlag, Stuttgart 1959.
28. Mitarbeit an der Neuauflage von Merker-Stammler, Reallexikon der Dt. Literaturgeschichte, mehrere Artikel, z. B. Aufklärung, Dorfgeschichten, Heimatkunst u. a.
29. Mitarbeit an der Neuauflage von „Religion in Geschichte und Gegenwart“ (23 Artikel).

#### **Unveröffentlicht:**

30. „Adel und Gewöhnlichkeit.“ Das erzählerische Spätwerk Ludwig Tiecks.
31. „Seelenlärm und kalter Traum.“ Das literarische Werk von Hermann Broch.

#### **Unvollendet:**

32. Die Stimme der Lemuren. Über den Trivialroman des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Entstehung der modernen Unterhaltungsliteratur.

## Bert Brecht

Vortrag in der Volkshochschule Gießen am 24. Juni 1957

M. D. u. H.! Das Thema des heutigen Abends, ein Vortrag über Bert Brecht, war schon längst vereinbart und geplant, bevor — ausgelöst durch eine Brecht-Aufführung eines deutschen Gastspiels in Paris — wieder einmal Brecht zum Gegenstand einer scharfen Polemik gemacht wurde, die schließlich in einem Briefduell zwischen Peter Suhrkamp, Brechts westdeutschem Verleger, und Außenminister von Brentano gipfelte.

Das ist eine für den Fall Brecht sehr typische Situation: hier der Literat und Verleger, der den Dichter verteidigt — dort der Politiker, der den politischen Gegner verurteilt und bekämpft. Ehrenwerte Bürger und gebildete Männer sind beide, und auch Peter Suhrkamp ist kein Kommunist. Aber der eine will um des literarischen Wertes willen die politische Gesinnung, die er selbst nicht teilt, hinnehmen; der andere will angesichts solcher handfester politischer Sturheit und Gegnerschaft lieber auf den literarischen Wert dankend verzichten.

Wie soll man sich da entscheiden? Wer von beiden ist im Recht? Vielleicht sind sie beide im Recht — bis zu einem gewissen Grade — und auch wiederum beide im Unrecht — ebenfalls bis zu einem gewissen Grade. Schließlich — wenn einer ein Dichter ist, was geht mich seine politische Gesinnung an; mir geht es ja um das Kunstwerk als solches. Andererseits — wenn jemand offen und unverhohlen die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft unterhöhlt, der ich selbst den Rest von Freiheit und individuellem Spielraum verdanke, der mir das Leben wert macht, und sich stattdessen zum blindergebenen Fürsprecher einer anderen Gesellschaftsordnung macht, der es gerade noch auf die Beseitigung dieses letzten Restes individueller Freiheit ankommt, soll dann meine Freiheit vielleicht eben darin bestehen, mir diesen letzten Rest von Freiheit ausreden zu lassen?

Man sieht sogleich, die Situation ist einigermaßen paradox und nicht ganz leicht zu entwirren; vor allen Dingen machen es sich wohl alle diejenigen zu einfach, die hier den Gordischen Knoten zwischen Dichtung und Politik durchhauen und im einen oder im anderen Sinne kurzen Prozeß mit dem Fall Brecht machen möchten — entweder für den Dichter ohne den Politiker oder gegen den Politiker ohne den Dichter.

Als Heinrich Heine nach der Julirevolution von 1830 aus Paris seine geistreichen, aber böartigen Angriffe gegen den Deutschen Bund, gegen Monarchie und Kirche und also gleichfalls gegen die bestehende Gesellschaftsordnung in Deutschland richtete, da er-

götzte sich der oberste Hüter der Heiligen Allianz, der Graf Metternich in Wien, zusammen mit seinem politischen Berater, dem großen Publizisten Friedrich Gentz, an der geschliffenen Eleganz der Heineschen Verse und Bonmots, aber er nahm deswegen doch mit Vergnügen die von dem Stuttgarter Redakteur Wolfgang Menzel entfesselten literarischen Konkurrenzkämpfe zum Anlaß, um die ganze moderne literarische Richtung des sogenannten Jungen Deutschlands samt ihren Vorbildern und Wortführern Heine und Börne verbieten zu lassen.

Der Vergleich ist ganz lehrreich, er zeigt, wie sich manches gewandelt hat. Brecht wird bei uns nicht verboten; ich frage mich aber zum anderen, ob wohl Herr von Brentano ein ähnliches Ergötzen an Brechts Versen haben mag wie Metternich an denen Heines, zumal ihm ja auch in Herrn Hallstein kein zweiter Friedrich Gentz zur Seite steht. Und was die sonstige literarische Kultur betrifft, so möchte ich doch immerhin daran erinnern, daß kein geringerer als Adalbert Stifter als Hauslehrer in das Metternichsche Palais kam, bei aller Sanftheit gleichfalls die Gedichte von Anastasius Grün alias Grafen Auersperg in der Tasche mit dem Titel „Schutt“. Hinwiederum aber wäre wohl niemand zu Metternichs Zeiten auf den Gedanken gekommen, für Heines Schriften von Metternich eine staatliche Subvention zu erbitten wie vom Auswärtigen Amt für eine Brechtaufführung in Paris.

Es scheint eben doch, als wäre in den Fragen des Taktes, des menschlichen im allgemeinen wie des politischen im besonderen, seither alles ein bißchen in Verwilderung geraten. Aber eines steht doch wohl außer jedem Zweifel, wie man die Sache auch drehen und wenden mag: Brecht ist seit jeher derjenige gewesen, der Anstoß erregt und ein Ärgernis gegeben hat, und deshalb kann man als eine Art Motto oder Leitspruch über Brechts Werk eine Stelle aus einem Briefe setzen, den Georg Büchner, gleichfalls ein sozialrevolutionärer Dichter von hohen Graden, im Jahre 1833 hier von Gießen aus an seine Braut nach Straßburg geschrieben hat. Darin heißt es:

„Der Ausspruch: es muß ja Ärgernis kommen, aber wehe dem, durch den es kommt — ist schauderhaft. Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an Deine Brust legen!“ (Büchner, 209)

Bert Brecht ist ein Nachfahre des sozialrevolutionären Dichters Georg Büchner, der dem Gedanken, was das ist, was in uns lügt, mordet und stiehlt, sehr beharrlich weiter nachgegangen ist und den nicht wie Büchner ein frühzeitiger Tod daran hinderte, diesem Gedanken solange nachzugehen, bis ihn eine Art Schwindel ergriff vor der zuchtlos gewordenen Seele. Dieses Schwindelgefühl vor dem Abgrund der Zuchtlosigkeit, in den er geblickt hat, trägt Brecht fortan mit sich herum. Er ist nicht der erste und wird nicht der letzte sein, der mit dieser Einsicht in das Abgründige der Menschenseele weiterleben muß, ja, dessen Dichtung eigentlich von

dieser Einsicht lebt und gespeist wird. Zu denen, die diese Erfahrung früher schon machen mußten, gehört zum Beispiel der Romantiker Clemens von Brentano, übrigens ein Vorfahre des Außenministers. Von ihm gibt es ein Gedicht „Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe“, darin stehen folgende Strophen:

Und in meinem Herzen schauert  
Ein betrübter bitterer Bronnen,  
Wenn der Frühling draußen lauert,  
Kommt die Angstflut angeronnen.  
Weh, durch gift'ge Erdenlagen,  
Wie die Zeit sie angeschwemmet,  
Habe ich den Schacht geschlagen  
Und er ist nur schwach verdämmt.

Nichts anderes ist Brechts ganzes dichterisches Werk als ein solcher Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe.

Nur eines ist allerdings von Brentano zu Brecht anders geworden: der „Schacht durch gift'ge Erdenlagen, wie die Zeit sie angeschwemmet“, ist nicht mehr nur schwach verdämmt, sondern inzwischen ideologisch zementiert. Es ist ein solider Schacht geworden mit dicken Betonwänden, die ein Gefühl von Sicherheit vermitteln. Aber der Abgrund ist geblieben, und der Schrei aus der Tiefe auch, nur gibt er zwischen dicken Betonwänden einen anderen Widerhall; er klingt nüchterner, aber immer noch wehe. Der Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe hat sich verwandelt in die Ballade vom armen B. B., und die klingt so:

1.

Ich, Bertold Brecht, bin aus den schwarzen Wäldern.  
Meine Mutter trug mich in die Städte hinein  
Als ich in ihrem Leibe lag. Und die Kälte der Wälder  
Wird in mir bis zu meinem Absterben sein.

2.

In der Asphaltstadt bin ich daheim. Von allem Anfang  
Versehen mit jedem Sterbsakrament:  
Mit Zeitungen. Und Tabak. Und Branntwein.  
Mißtrauisch und faul und zufrieden am End.

3.

Ich bin zu den Leuten freundlich. Ich setze  
Einen steifen Hut auf nach ihrem Brauch.  
Ich sage: es sind ganz besonders riechende Tiere  
Und ich sage: es macht nichts. Ich bin es auch.

4.

In meine leeren Schaukelstühle vormittags  
Setze ich mir mitunter ein paar Frauen,  
Und ich betrachte sie sorglos und sage ihnen:  
In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen.

## 5.

Gegen abends versammle ich um mich Männer,  
Wir reden uns da mit Gentleman an.  
Sie haben ihre Füße auf meinen Tischen  
Und sagen: es wird besser mit uns. Und ich frage nicht: wann?

## 6.

Gegen Morgen in der grauen Frühe pissen die Tannen,  
Und ihr Ungeziefer, die Vögel, fängt an zu schrein.  
Um die Stunde trink ich mein Glas in der Stadt aus und schmeiße  
Den Tabakstummel weg und schlafe beunruhigt ein.

## 7.

Wir sind gesessen ein leichte Geschlechte  
In Häusern, die für unzerstörbare galten  
(So haben wir gebaut die langen Gehäuse des Eilands Manhattan  
Und die dünnen Antennen, die das Atlantische Meer unterhalten).

## 8.

Von diesen Städten wird bleiben: der durch sie hindurchging,  
Fröhlich machte das Haus den Esser: er leert es. [der Wind.  
Wir wissen, daß wir Vorläufige sind  
Und nach uns wird kommen: nichts Nennenswertes.

## 9.

Bei den Erdbeben, die kommen werden, werde ich hoffentlich  
Meine Virginia nicht ausgehen lassen durch Bitterkeit.  
Ich, Bertold Brecht, in die Ashpaltstädte verschlagen,  
Aus den schwarzen Wäldern in meiner Mutter in früher Zeit.

Aber bevor wir mit Hilfe dieses balladesken Selbstporträts und bänkelsängerischen Steckbriefs behutsam weiter zum Wesen dieses Dichters und seiner Dichtung vorzudringen oder wenigstens uns ihm zu nähern versuchen, ist es vielleicht angebracht, zunächst ganz skizzenhaft und übersichtsweise uns die äußeren Stationen dieses Lebens und Werkes in Erinnerung zu rufen.

Bertold Brecht wurde am 10. Februar 1898 als der Sohn eines Fabrikdirektors in Augsburg geboren, fast genau 100 Jahre später als Heine und so wie dieser unmittelbar an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts, zwei Jahre jünger als Carl Zuckmayer, aber eben noch früh genug, um das Zeichen des fin de siècle auf seiner Stirne zu tragen, eines Jahrhundertendes, das schon mit dem Vorgefühl kommender Katastrophen, eines bürgerlichen Weltendes belastet war. Dem gleichen Jahrgang 1898 gehören übrigens auch Ernest Hemingway und Erich Maria Remarque an. In Brechts Geburtsjahr erschienen, aus dem Nachlaß herausgegeben, Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, von denen der Herausgeber im Vorwort schrieb: „Aus dieser reichfließenden Quelle werden auch noch in künftigen Jahrhunderten unsere Staatsmänner und Geschichtsschreiber Belehrung schöpfen, unser ganzes Volk aber wird sich noch bis in die fernsten Zeiten, wie an den Werken



seiner Klassiker, an dem Buche erbauen, das sein Bismarck ihm überlassen hat.“ Ein Menschenalter später schrieb Remarque im Vorwort zu seinem sensationell wirkenden Kriegsbuch „Im Westen nichts Neues“: „Dies Buch soll weder Anklage noch Bekenntnis sein — es soll nur den Versuch machen, über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde — auch wenn sie seinen Granaten entkam.“

Eine solche Gegenüberstellung macht unmittelbar deutlich, wie bis zum Zerreißen gespannt die Atmosphäre dieser dazwischenliegenden dreißig Jahre gewesen ist, gespannt zwischen Erbauung und Zerstörung, in denen Brechts Werk sein Gepräge empfing.

Wenn der Satz Remarques leider weithin zutrifft, daß seine Generation vom Kriege zerstört wurde, sei es im Opfertod — wie auf den Schlachtfeldern von Langemarck — oder als Überlebende innerlich angeschlagen und verstört, so bildet von dieser Regel Brecht jedenfalls die Ausnahme. Der dichterische Sprachstrom bricht aus ihm schon frühzeitig hervor, stark, elementar und sogleich von einer wilden und heftigen Lust am Widerspruch gegen das Bestehende. Ein ähnlicher Zug genialischer Unbekümmertheit und Unbeirrbarkeit wie beim jungen Schiller, der sich vorgesetzt hatte: „Wir wollen ein Buch machen, das vom Schinder durchaus verbrannt werden muß“, kennzeichnet auch Brechts dichterische Anfänge. Als Gymnasiast brachte er dem Redakteur der Augsburger Neuesten Nachrichten seine ersten Gedichte zur Veröffentlichung; dieser, Wilhelm Brüstle mit Namen, hatte begreiflicherweise wohl kaum schon eine Vorstellung von dem ungewöhnlichen Ausmaß des dichterischen Ingeniums, das sich hier ankündigte, aber doch genug Fingerspitzengefühl, um diese Erstlinge — Brecht hat später davon als von seiner Achillesverse gesprochen — abzudrucken und den Anfänger zu weiterem Schaffen zu ermutigen. In einem Aufsatz „Wie ich Bert Brecht entdeckte“ in der Neuen Zeitung vom 27. 11. 1948 schreibt Brüstle rückblickend darüber:

„In den ersten Jahren des ersten Weltkrieges — es war wohl 1915 und ich war damals Schriftleiter einer Augsburger Lokalzeitung — kam eines Tages ein junger Mittelschüler, etwa aus der Sekunda, in mein Redaktionsbüro und brachte mir seine ersten Gedichte. Sie hatten nichts mit dem Krieg zu tun, sie waren von einem gedrängten, mich fast berausenden Rhythmus“ — die weitere Charakteristik kann ich hier weglassen, sie ist ein wenig zu deutlich aus der Perspektive von 1948 geschrieben — aber dann heißt es weiter: „Ich veröffentlichte viele seiner Gedichte, die er immer persönlich brachte, ein schüchterner, zurückhaltender junger Mensch, der erst sprechen konnte, wenn man die Uhr in ihm aufgezogen hatte. . . . Politisch war Brecht schon als Gymnasiast links eingestellt. Von einem seiner Professoren erfuhr ich, daß er während eines im Krieg gegen den Krieg gerichteten Schulaufsatzes hatte relegiert werden sollen, dieser Lehrer bewahrte ihn nur dadurch vor einer strengeren Maßnahme, daß er seinen Kollegen

einredete, es handle sich um ein ‚durch den Krieg verwirrtes Schülergehirn‘.“

Abschließend sagt er dann:

„Er war ein Mensch voll echten Lebensgefühls, man kann sagen von einem Hunger auf das Leben beseelt, das er mit wachen Sinnen verfolgte, obgleich er mit einer gewissen Schüchternheit an die Dinge herantrat. Sentimentalität lag ihm ganz fern. Er schien zugleich Glücks- und Wahrheitssucher; Abscheu gegen das Niedrige und ein starkes soziales Temperament konnte man frühzeitig an ihm bemerken. . . . Dabei war er sehr gesellig, besonders im Kreis seiner jungen Freunde, dem auch der als Bühnenbildner bekannt gewordene Caspar Neher angehörte. Die Frauen interessierten ihn sehr früh. Er wurde unglaublich rasch von Verlegern umworben, manchmal noch ehe ein Werk fertig war. Trotz dieser frühen Erfolge verlor er nichts von seiner bescheidenen Haltung, er wurde nur sicherer im Auftreten. Gespräche mit ihm waren für mich immer bezaubernd; es ging von ihm etwas wie ein elektrischer Kraftstrom aus.“ (Schumacher S. 26/27.)

Dieser Kraftstrom kam auch sogleich, und zwar in einer fortan nicht mehr abreißenden Kette von Explosionen zur Zündung; freilich nicht in der Berührung mit Herrn Brüstle, sondern mit dem Theater. Nach einem kurzen Intermezzo als Student der Medizin und als Sanitätssoldat wurde das Theater, die Schaubühne, sein Schicksal und seine Bestimmung, seine ureigenste Welt und Wirklichkeit, die er nicht mehr verließ, nachdem er einmal in ihren Bannkreis eingetreten war.

Diese Erkenntnis und Anerkennung des tief komödiantischen Grundzuges in seinem Wesen ist nun allerdings nach meiner Überzeugung die Voraussetzung zum Verständnis des Phänomens Brecht. Brecht wurde und war ein genialer Komödiant. Seine Genialität beruht ja gerade darin, das Leben nicht anders zu kennen und zu begreifen als die große Uraufführung, bei der schließlich der Tod den Vorhang herunterläßt.

„Und nach uns wird kommen: nichts Nennenswertes.“

Zwischen Schiller und Brecht besteht der gleiche grundsätzliche Unterschied wie zwischen Luther und Zwingli. So wie die beiden Reformatoren sich nicht über die Sakramentsformel „Dies bedeutet meinen Leib“ oder „Dies ist mein Leib“ einigen konnten, so versteht Schiller die Schaubühne als die Bretter, die die Welt bedeuten, während es für Brecht nur die Bretter gibt, die die Welt sind.

Da es für Brecht nichts neben oder außerhalb dieser komödiantischen Welt gibt, so ist er natürlich auch als Kommunist der große Komödiant. Der Kommunismus ist sozusagen seine längste und liebste Rolle, und niemand wird behaupten, daß Brecht jemals eine Rolle nicht ernst genommen habe, nur sind seine Voraussetzungen anderer Art als die bürgerlichen Voraussetzungen, auch gegenüber dem Kommunismus; sie sind eben komödiantischer Art. Dies beachtet und vorausgesetzt, kann man eigentlich schon in der einen Strophe der unvergleichlich aufschlußreichen Ballade vom armen

B. B. Brechts Verhältnis zum Kommunismus präformiert finden, nämlich in der fünften:

Gegen abends versammle ich um mich Männer,

Wir reden uns da mit Gentleman an.

Sie haben ihre Füße auf meinen Tischen

Und sagen: es wird besser mit uns. Und ich frage nicht: wann?

In Brechts Welt ist der Kommunismus das große ernsthafte utopische Männerspielwerk vom Besserwerden, nachdem sie von dem anderen Männerspielwerk, dem Kriegführen, aufs tiefste erschöpft und enttäuscht sind, und er hat die instinktive komödiantische Witterung dafür, daß die Stunde für die große Premiere des Kommunismus gekommen ist, und er kann dieses Zugstück nicht auslassen.

Ich weiß nicht, ob es mir ganz gelingt, diesen Unterschied zwischen dem komödiantischen und dem bürgerlichen Wesen deutlich zu machen, auf den hier alles ankommt. Wenn wir unter bürgerlichen Voraussetzungen von jemandem sagen würden: er spielt Kommunist, so schließt das ohne weiteres den Vorwurf der Heuchelei, der Unaufrichtigkeit, der Verstellung in sich ein. Das ist eben kein echter, kein überzeugter Kommunist, er tut nur so, wollen wir damit sagen. Das ist nun hier anders. Wenn der Komödiant aus freien Stücken eine Rolle spielt, so ist es bei ihm gerade das Zeichen dafür, daß er sie ernst nimmt; so ernst, wie er nur überhaupt etwas nehmen kann, weil für ihn eben nur im vollen Sinne gültig, wirklich, existent ist, was auf den Brettern in Erscheinung treten kann. Die Wirklichkeit des Spielers ist das Spiel.

Und nun kommt das Entscheidende: Brecht spielt seine Rolle des Kommunismus in der Tat „aus freien Stücken“.

Wir haben ja den Beweis vor uns, wir haben sie ja vor uns, diese freien Bühnen-Stücke. Auch ihm, diesem großen Bühnenmeister, gelangen sie nur, solange sie frei, d. h. solange sie ideologisch nicht präpariert und zubereitet, sondern sozusagen aus den freien Spitzen des Lebens geschöpft und gewonnen waren. Im anderen Falle, z. B. bei den „Gewehren der Frau Carrar“, wurde nicht einmal unter Brechts Händen ein Stück aus dem Stoff.

Das Theater — so hatte ich gesagt — wurde Brechts Schicksal und seine ureigenste Welt und Wirklichkeit, und sie fanden auch sofort zueinander, Brecht und die Bühne, ohne störende Umwege und Aufenthalte bei Schmiere und Provinz. Schon 1922 war es soweit. Brecht erhielt für das Heimkehrerstück „Trommeln in der Nacht“ den Kleist-Preis. Am 23. September 1922 wurde es von Otto Falckenberg in den Münchner Kammerspielen uraufgeführt, und damit begann Bertold Brechts „Theatralische Sendung“. Falckenberg holte den jungen Autor, der kaum erst die Zwanzig überschritten hatte, als Dramaturgen an die Kammerspiele. Aber schon ein Jahr darauf zog ihn Max Reinhardt nach Berlin, wo er ein Jahrzehnt lang unermüdlich arbeitete, bis ihn der Nationalsozialismus wie so viele andere in die Emigration trieb.

1933 ging er zunächst nach Österreich; als auch dorthin der

Nationalsozialismus übergriff, wandte er sich nach Skandinavien, nach Dänemark zunächst, dann nach Schweden, für kurze Zeit nach Rußland, und schließlich siedelte er nach Kalifornien über, wo sich in Santa Monica ein literarisches Emigrantenzentrum gebildet hatte. Nach dem Kriege kehrte er nach Europa zurück, zuerst nach Zürich, bis ihn dann das verlockende Angebot der Sowjetzonenregierung nach Ostberlin rief und ihm zum erstenmal die nahezu unbeschränkten Mittel und Möglichkeiten zur Verfügung stellte, ein Schauspielensemble ganz nach seinen Vorstellungen zu schaffen, zusammen mit seiner Frau Helene Weigel. Hier entwickelte er ein Präzisionsinstrument, auf dem er virtuos zu spielen verstand.

Es gibt aus den Jahren des Exils ein kleines Gedicht von Bert Brecht, das dieses beständige Weiterwandernmüssen des Emigranten auf der Flucht vor dem expansiven Nationalsozialismus sehr eindrucksvoll wiedergibt:

Auf der Flucht vor meinen Landsleuten  
bin ich nun nach Finnland gelangt. Freunde,  
die ich gestern nicht kannte, stellten ein paar Betten  
in saubere Zimmer. Im Lautsprecher  
höre ich die Siegesmeldungen des Abschaums. Neugierig  
betrachte ich die Karte des Erdteils. Hoch oben in Lapland  
nach dem nördlichen Eismeer zu  
sehe ich noch eine kleine Tür.

In dieser Diktion, gerade weil sie so unpathetisch und nüchtern ist, spiegelt sich das ganze Elend der Emigration wider, dem so viele zarter organisierte Naturen erlagen. Merkwürdig bleibt für den historischen Betrachter dieser Exiljahre Brechts immerhin, daß er trotz seiner entschlossenen kommunistischen Haltung und Bindung, von einem vorübergehenden Verweilen abgesehen, nie den Versuch gemacht hat, in der Sowjetunion als in einer zweiten und geistigen Heimat Fuß zu fassen, wie das andere entschiedene Kommunisten — etwa Johannes R. Becher oder Friedrich Wolf — getan haben, sondern daß er nach Kalifornien übersiedelte, als Europa keine Sicherheit mehr bot. Mehr als mit allen politischen Gesinnungsgenossen, Funktionären, literarischen Propagandisten, Spanienkämpfern gegen den Faschismus ist er bei aller generations- und wesensbedingten Verschiedenheit darin mit Thomas Mann vergleichbar, nämlich als Typus des großen Spielers, der aus Spieleifer zum großen Moralisten geworden ist. Aber das ist keine Frage der politischen oder weltanschaulichen Gesinnung, sondern des künstlerischen Ranges, und von dieser Ranghöhe, sozusagen von dieser Hohen Schule der Kunst und des spielerischen Könnens, gilt im positiven Sinne der Satz

„Ich hab’ es öfters rühmen hören  
Ein Komödiant könnt’ einen Pfarrer lehren.“

Und das gilt auch dann, wenn der Pfarrer seinerseits kein Komödiant, sondern ein echter Seelsorger ist. Spieler und Moralist zugleich — darin sind sie sich tatsächlich verwandt, die beiden

großen deutschen Emigranten, die um ein Menschenalter voneinander getrennt ins Leben traten und nur mit dem Abstand eines Jahres die Bühne des Lebens und der Kunst wieder verließen, auch darin sich gleichend, daß sie unermüdliche Arbeiter, von ihrer Arbeit Besessene und Verschlungene waren und dabei den Prozeß ihres Schaffens wachsam verfolgten, gleichzeitig als Theoretiker ihrer eigenen Kunstübung. Diese Kunst kann kaum gegensätzlicher sein: der hochbürgerliche differenzierte nuancenreiche Erzähler hier — der revolutionäre antibürgerliche Dramatiker und Lyriker dort mit dem stilistischen Umschlag in eine raffinierte Primitivität. Aber stärker als alle diese mit Händen zu greifenden Gegensätze ist die Gemeinsamkeit des artistischen Elements, die unbezähmbare Spielernatur, das Virtuosen- und Komödiantentum, das in beiden steckt, das sich in beiden verrät und das sie beide verrät: in Thomas Mann als der romantische Protest des Künstlers gegen den Bürger und in Bert Brecht als der heimliche Protest des Komödianten gegen den Kommunisten. Der heimliche Protest des Komödianten gegen den Kommunisten? Ja, gibt es das überhaupt? Worin soll er bestehen? Wie kommt er zum Ausdruck?

Von dem Widerstreit zwischen Künstlertum und Bürgerlichkeit bei Thomas Mann redet jeder auf geläufige Weise, je nach seiner Einstellung verächtlich oder bewundernd. Aber bei Brecht ist doch vermeintlich alles in schönster Ordnung. Kunst und weltanschaulich-politische Haltung — da klafft kein Widerspruch. Allenfalls vielleicht in den Anfängen in der Zeit jugendlicher Unrast und Gärung, in der zeitlichen Nähe und Nachbarschaft des Expressionismus, da fehlte es vielleicht noch an ideologischer Klarheit und Ausrichtung. Aber der spätere Brecht, der Verfasser der sog. Lehrstücke und der „Versuche“, inwiefern könnte bei ihm von Protest die Rede sein?

Zum Unterschied von der weitverbreiteten landläufigen Auffassung, daß Brecht von Jahr zu Jahr und von Stück zu Stück sozusagen ein immer besserer Kommunist geworden sei, bin ich vom Gegenteil überzeugt; es ist vielmehr so, daß der heimliche Protest mit jedem Stück, das neu hinzukommt, sich verstärkt. Aber es ist eben ein heimlicher, ich möchte sogar sagen ein unbeabsichtigter Protest, sozusagen ein Sich-Versprechen im Sinne einer Freudschen Fehlleistung. Es ist gleichsam, als ob der Komödiant in Brecht dem ideologischen Lehrmeister zuweilen auf mephistophelische Weise vorhielte: „Ich bin des trocknen Tons nun satt.“

Ich meine damit nicht einmal solche in westlicher Sicht überbetonten Tatsachen, daß etwa Brecht sich durch die Umstände veranlaßt sah, ein ursprünglich pazifistisches, den Krieg schlechthin verurteilendes Stück nach dem östlichen Schema in ein solches umzuwandeln, in dem nur der imperialistische Krieg verurteilt, der sog. vaterländische Krieg aber verherrlicht wird; dergleichen ist eher als eine Regieaufgabe zu rubrizieren, deren Bewältigung den unermüdlichen Probierer und Experimentierer reizt. Sondern ich meine die Tatsache, daß die Figuren und Szenen zuweilen

durch den Dichter unversehens mit menschlichen Zügen ausgestattet werden, die ihren ideologischen Funktionswert überschreiten und etwa im Falle des Herrn Puntila Sympathien beim Zuschauer und Zuhörer erwecken, die gar nicht beabsichtigt waren, einfach weil der Dichter Brecht nicht umhin kann, zuweilen vollständige warmblütige Menschen auf die Bühne zu stellen, wo der Ideologe und Theoretiker nur Spruchbandfiguren erlaubt. Es ist so, daß sich Brecht in seinen gelungenen Stücken gleichsam selbst überlistet. Daher erklärt sich ja übrigens auch die merkwürdige Tatsache, daß seine Stücke im Westen zwar weniger erhoben, aber fleißiger gelesen und aufgeführt werden als im Osten. Das gilt nicht nur für den Westen und Osten innerhalb Deutschlands, sondern auch für Paris und London auf der einen und für Moskau auf der anderen Seite, wie erst in jüngster Zeit wieder die begeisterte Aufnahme seiner Stücke in Paris und die etwas ratlos-kühle in Moskau gezeigt hat. Im Grunde ist das auch nur natürlich. Denn es ist ja doch auch diese westliche Welt, in der und im Widerspruch zu der das ganze Werk Brechts entstanden ist. Und so wie es nunmehr vor uns liegt, mitsamt seinen Fehlern und Vorzügen, ist es überhaupt nicht denkbar ohne diese Voraussetzung westlicher Kultur und Tradition, auch wenn es diese kulturelle Tradition nur konserviert, indem es sie parodiert, wie Hanna Ahrendt einmal treffend bemerkt hat (Die Neue Rundschau 61, 1950: „Die Brechtsche Parodie löst auf konkreteste Weise die Aufgabe, zugleich von der Tradition wegzuführen und sie zu konservieren“). Insbesondere aber ist dieses ganze Werk nicht denkbar ohne den westlichen Begriff von individueller Freiheit. Es ist daher einfach sachlich falsch, wenn die Ostzone diesen Dichter als den ausschließlich ihren in Anspruch nimmt, weil er sich zu ihrem politischen Regime bekannte und dort in ihrem goldenen Käfig sein letztes Exil fand. Er gehörte so wenig zu diesem wie zu irgendeinem anderen Regime. Brecht ist ein gesamtdeutsches Phänomen und ich möchte hier wiederholen, was Fritz Kortner bei Brechts Tode geschrieben hat: „Kann Positiveres über irgend jemand heute gesagt werden, als daß der Hader zwischen Ost und West vor ihm Halt macht und beide Lager sich auf ihn einigen? Nichts Größeres ist einem großen Dichter je gelungen!“

Im Bereiche der Politik scheint leider dieser Hader noch nicht vor ihm Halt gemacht zu haben. Aber wenn Brecht von den westlichen Politikern bekämpft und von den östlichen gefördert wurde, so beruht das offensichtlich darauf, daß beide Parteien von dem Aussagewert dieser Kunst nicht viel verstehen und daher nicht viel halten. Sie loben oder tadeln, ohne ganz zu ermessen, was und wen sie eigentlich loben oder tadeln. Und aus diesem doppelten Irrtum läßt sich vielleicht ein gewisser Trost ziehen, insofern sich damit am Ende doch wieder alles ausgleicht und das künstlerische Werk besteht trotz Brentanos Fluch und Ulbrichts Segen.

M. sehr verehrten D. u. H.! Wenn Sie nach dem bisher Gesagten als die Meinung des Redners resümieren würden: Brecht ist ein



Martin Greiner





großer Dichter, obwohl er — leider — Kommunist ist, so etwa wie man sagt: das ist ein so hübscher Mensch, wie schade, daß er schielt, womit dann stillschweigend eingeschlossen ist: er wäre ein noch hübscherer Mensch, wenn er nicht schielen würde, und Brecht wäre ein noch größerer Dichter, wenn er nicht Kommunist gewesen wäre — wenn Sie also solcherart resümieren würden, wären wir nicht ganz einig. Wenn es so einfach wäre, brauchten wir nicht so lange um diesen Punkt herumzureden, der eben doch in unserer vom Westen her erfolgenden Auseinandersetzung ein Brennpunkt ist, dem wir auch nicht ausweichen wollen. Dieser Brechtsche Kommunismus ist selbstverständlich nicht nur eine Art lästiger Auswuchs, den man am besten ignorieren sollte, sondern er ist auch entscheidend für die künstlerische Gestalt seines Werkes. Wie ist das zu verstehen? In bezug auf Brechts Dichtung möchte ich in einer etwas kühnen Variation sagen: In der politischen Beschränktheit zeigt sich erst der Meister.

Es ist in der Tat der Kommunist Brecht, der durch die radikale Einengung des Blickfeldes den Dichter Brecht erst im produktiven Sinne sehend gemacht hat. So wie der Naturwissenschaftler gewohnt ist, mit dem Mikroskop umzugehen, und ihm nun das winzige Teilchen eines Ganzen sichtbar wird, ein Tropfen Leben gewissermaßen, aber von wimmelnder Bewegung, so liefert der wissenschaftliche Marxismus dem Dichter Brecht im übertragenen Sinne sozusagen ein ideologisches Mikroskop, um das Zellgewebe des gesellschaftlichen Organismus zu untersuchen. Und was dabei sichtbar wird, das ist das Infusoriengewimmel des Klassenkampfes. Das ist eine atemberaubende Entdeckung für den jungen Brecht gewesen. Ohne das marxistische Mikroskop kann er sozusagen nicht mehr auskommen. Sobald er seinen Blick von diesen rettenden Gläsern wegnimmt und den Versuch macht, das Leben gleichsam mit bloßen Augen zu betrachten, verschwimmt ihm alles zu einem ekelhaften Klumpen von Blut und Schleim und zuckendem Fleisch. Denn solcherart ist etwa der Anblick, den das Leben ihm bot, als er erstmals versuchte, seiner ansichtig zu werden, und als sein Blick noch nicht marxistisch geschult war. Das war 1918 in seinem dramatischen Erstling, der den bezeichnenden Titel „Baal“ trägt. Baal der Dichter und Mörder, trunken vor Lust und Ekstase, entfesseltes Tier und entfesselter Geist in einem. Das war die erste Gestalt, die der junge Brecht auf die Bühne stellen wollte und die denn auch prompt, als es 1923 in Leipzig zur Uraufführung kam, einen Theaterskandal auslöste. In der Neuausgabe der Frühen Werke, die der Ostberliner Aufbau-Verlag herausgebracht hat, schreibt Brecht in der Einleitung „Bei Durchsicht meiner ersten Stücke“ im März 1954 folgendes:

„Das Stück Baal mag denen, die nicht gelernt haben, dialektisch zu denken, allerhand Schwierigkeiten bereiten. Sie werden darin kaum etwas anderes als die Verherrlichung nackter Ichsucht erblicken. Jedoch setzt sich hier ein Ich gegen die Zumutungen und Entmutigungen einer Welt, die nicht eine ausnutzbare, sondern

nur eine ausbeutbare Produktivität anerkennt. Es ist nicht zu sagen, wie Baal sich zu einer Verwertung seiner Talente stellen würde: er wehrt sich gegen ihre Verwurstung. Die Lebenskunst Baals teilt das Geschick aller andern Künste im Kapitalismus: sie wird befehdet. Er ist asozial, aber in einer asozialen Gesellschaft.“

Und abschließend setzt er hinzu:

„Ich gebe zu und warne: dem Stück fehlt Weisheit.“

Damit soll natürlich gesagt sein: dem Stück fehlt die marxistische Weisheit, und das heißt mit anderen Worten: Brecht hatte damals noch nicht gelernt, das marxistische Mikroskop zu bedienen, das den Prozeß des gesellschaftlichen Lebens so wundervoll entwirrt, indem es die Betrachtung auf einen ganz bestimmten Punkt konzentriert, auf den Klassenkampf.

„Die große Wahrheit unseres Zeitalters ist es“ — so sagt Brecht 1934 in dem Essay „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“ —, „daß unser Erdteil in Barbarei versinkt, weil die Eigentumsverhältnisse an den Produktionsmitteln festgehalten werden.“

Das hat sich der gelehrige Schüler des Kommunismus gewissermaßen als Gebrauchsanweisung notiert, und nun darf er nach Herzenslust das Mikroskop benutzen und immer neue Präparate unterlegen; sie zeigen in immer neuen Varianten das Infusoriengewimmel des Klassenkampfes.

Baal, der Dichter und Mörder, der Held von Brechts Erstlingswerk, der Asoziale in der asozialen Gesellschaft, wie ihn der Dichter später ideologisch definiert, das war noch eine Art Selbstporträt des Menschen und Dichters, das war der ekstatische Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe, der mit grausigem Entzücken in das Chaos seiner eigenen Seele blickt. Das ist ein auf die Dauer unerträglicher Anblick; und es ist so, als ob vor dem Anblick dieses Chaos die Dichter dieser Weltkriegsgeneration gleichsam hinter die schützenden, rettenden Gläser ihrer Mikroskope flüchten, die zwar einen winzigen Ausschnitt des Ganzen um so tiefer enthüllen, aber den Anblick des Ganzen wohlätig verbergen. Der Dichter ist aus dem Seher im Goetheschen Sinn zum Forscher geworden. Statt „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“ fühlt er sich zum Mikroskopieren geboren, zum Präparieren bestellt. Denn das geht ja nicht nur Brecht so, sondern das gilt auch für die anderen führenden Geister der Zeit, für Benn oder Broch, für Musil oder Wilhelm Lehmann. Der Dichter ist aus dem Universalisten zum Spezialisten geworden. Lynkeus, der Türmer, mit seinem romantischen Panoramablick in die Welt ringsum ist ins Laboratorium hinabgestiegen, über Apparate und Gläser gebeugt. Das, wie gesagt, geht Brecht nicht allein so. Wie vor einem schicksalhaften Unwetter haben sie alle die Türmerposition aufgegeben, und zwar um so eher, je höher der Turm emporrage. Brecht im besonderen ist dabei in ein marxistisches Laboratorium eingetreten; das ist der ganze Unterschied zu den anderen, zu den Benn, Döblin, Kafka, Broch, Kaiser, Sternheim, Toller, Langgässer, Lehmann, Eich,

Krolow und wie sie alle heißen. Das Publikum freilich hat diesem Positionswechsel seiner avantgardistischen Dichter vom Rundblick des Turmes zum Scharfblick des Laboratoriums nicht so geschwind folgen können. Aber zumal der junge Brecht legt es darauf an, es wegen dieser vermeintlichen Begriffsstutzigkeit zu schockieren. In seinem 1919 geschriebenen zweiten Stück, dem ersten jedoch, das zur Aufführung kam, empfiehlt er in der Regieanweisung im Zuschauerraum Plakate mit der Aufschrift „Glottz nicht so romantisch!“ aufzuhängen.

Aber sehr bald übt sogar auf Brechts ungebärdige revolutionierende Natur die Laboratoriumsatmosphäre der modernen Kunst ihre mäßigende Wirkung aus. Natürlich nicht sogleich. In den Stücken der folgenden Jahre

1921-1924 „Im Dickicht der Städte“

1923 „Leben Eduards des Zweiten von England“

1924-1926 „Mann ist Mann“

bis zu der „Dreigroschenoper“ und dem „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ (1928/29) geht es noch ziemlich turbulent her, zumal in der Verbindung mit der Musik von Kurt Weill, so daß man sich an die Worte im Teufelspakt aus Thomas Manns Faustus-Roman erinnert fühlt:

„Große Zeit, tolle Zeit, ganz verteufelte Zeit, in der es hoch und überhoch hergeht — und auch wieder ein bißchen miserabel natürlich, sogar tief miserabel, das gebe ich nicht nur zu, ich betone es sogar mit Stolz, denn so ist es ja recht und billig, so ist's doch Künstlerart und -natur. Die, bekanntlich, neigt immer zur Ausgelassenheit nach beiden Seiten, ist ganz normalerweise ein bißchen ausschreitend, da schlägt immer der Pendel weit hin und her zwischen Aufgeräumtheit und Melancholia.“

Die Dreigroschenoper wurde der große Sensationserfolg. Aber nachdem sie, 1928, 250mal in Berlin aufgeführt worden war, stellte der Kritiker Alfred Kerr fest: „Die Dreigroschenoper war ein Reiz. Nicht ein Programm.“

Der einzige, der das wohl ebenso rasch erfaßt hatte wie Kerr, war Brecht selber. Die Dreigroschenoper war sogar ein ganz außerordentlicher Reiz, und sie ist es noch heute. Aber diejenigen, die dadurch schockiert sein sollten, waren amüsiert. Und fortan begann der Ideologe Brecht dem Dichter Brecht etwas schärfer auf die Finger zu sehen. Ihm war es doch um das Programm und erst in zweiter Linie um den Reiz zu tun. Er erinnert sich der Laboratoriumsatmosphäre der modernen Kunst und kasteite sich und sein Publikum durch sogenannte Lehrstücke: Das Badener Lehrstück vom Einverständnis 1929 — Der Jasager und der Neinsager — Die Maßnahme 1930 usw. Es kam hinzu, daß im folgenden Jahrzehnt durch die faschistische und nationalsozialistische Expansion, durch die Abwanderung eines beträchtlichen Teiles der deutschen Literatur in die Emigration, durch die Ruhelosigkeit des Exils und den schließlichen Ausbruch des zweiten Weltkrieges sich ohnehin das Lachen mehr und mehr aus der Welt verlor. So wie er in den

zwanziger Jahren in der Ballade vom armen B. B. die Stimmungslage nach dem ersten Weltkrieg gekennzeichnet hatte, so spiegelt sich die ganze Düsternis der Exiljahre in dem Zyklus:

### An die Nachgeborenen

#### I.

Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!  
Das arglose Wort ist töricht. Eine glatte Stirn  
Deutet auf Unempfindlichkeit hin. Der Lachende  
Hat die furchtbare Nachricht  
Nur noch nicht empfangen.

Was sind das für Zeiten, wo  
Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist,  
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!  
Der dort ruhig über die Straße geht  
Ist wohl nicht mehr erreichbar für seine Freunde  
Die in Not sind?

Es ist wahr: ich verdiene noch meinen Unterhalt.  
Aber glaubt mir: das ist nur ein Zufall. Nichts  
Von dem, was ich tue, berechtigt mich dazu, mich sattzuessen.  
Zufällig bin ich verschont. (Wenn mein Glück aussetzt  
Bin ich verloren.)

#### II.

In die Städte kam ich zu der Zeit der Unordnung  
Als da Hunger herrschte.  
Unter die Menschen kam ich zu der Zeit des Aufruhrs  
Und ich empörte mich mit ihnen.  
So verging meine Zeit  
Die auf Erden mir gegeben war.

Mein Essen aß ich zwischen den Schlachten.  
Schlafen legte ich mich unter die Mörder.  
Der Liebe pflegte ich achtlos  
Und die Natur sah ich ohne Geduld.  
So verging meine Zeit  
Die auf Erden mir gegeben war.

#### III.

Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut  
In der wir untergegangen sind,  
Gedenkt  
Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht  
Auch der finsternen Zeit  
Der ihr entronnen seid.  
Gingen wir doch öfter als die Schuhe die Länder wechselnd  
Durch die Kriege der Klassen, verzweifelt  
Wenn da nur Unrecht war und keine Empörung.

Dabei wissen wir ja:  
Auch der Haß gegen die Niedrigkeit  
Verzerrt die Züge.  
Auch der Zorn über das Unrecht  
Macht die Stimme heiser. Ach, wir  
Die wir den Boden bereiten wollten für die Freundlichkeit  
Konnten selber nicht freundlich sein.

Ihr aber, wenn es soweit sein wird,  
Daß der Mensch dem Menschen ein Helfer ist,  
Gedenkt unsrer  
Mit Nachsicht.

Und doch sind diese finsternen Zeiten zugleich die Zeiten einer erstaunlichen lyrisch-dramatischen Produktivität, so daß man fast denken könnte, eben das Dunkel dieser Jahre sei dem Wachstum dieses Werkes besonders förderlich gewesen, so wie die Champignons am besten in Kellern und Gräften gedeihen. Und als sich das Dunkel dieser Welt in den Jahren nach dem Zusammenbruch ein ganz klein wenig zu lichten begann — nicht etwa, daß sie deswegen schon hell und freundlich geworden wäre! — da trieb es ihn aus dieser schwachen Helligkeit hinweg, nach Ostberlin, wo die Welt auch weiterhin noch im Dunkel blieb. Vielleicht mußte das so sein. Vielleicht war sein Auge schon so sehr an die Dunkelheit gewöhnt, daß er sie nur noch in der künstlichen Beleuchtung des Kommunismus ertrug. Es mußte immer erst dunkel sein wie im Theater auch, ehe sein Spiel beginnen konnte.

Es ist selbstverständlich unmöglich, Ihnen die Reihe der Arbeiten hier aufzuzählen oder gar zu charakterisieren, die der unermüdlich Schaffende hinterlassen hat; das Beste davon wird vielen von Ihnen bekannt sein: Die Hauspostille oder die Ausgewählten Gedichte oder die Kalendergeschichten, und von den Stücken die Mutter Courage oder Der gute Mensch von Sezuan oder Herr Puntila und sein Knecht Matti oder Galilei Galilei oder Der kaukasische Kreidekreis, um nur die bekanntesten zu nennen.

Brecht hat alle seine Arbeiten seither als „Versuche“ veröffentlicht. Wie hatte der Augsburger Redakteur von ihm gesagt, der ihn entdeckt hatte?: „Trotz seiner frühen Erfolge verlor er nichts von seiner Bescheidenheit, er wurde nur sicherer im Auftreten.“

Im Auftreten wurde er allerdings sehr sicher, sobald es nicht um die Person, sondern um die Sache ging. Und seine Sache war das Theater. Hier war er ein Herrscher, der sich seine Mitarbeiter, sein Ensemble unterwarf, weil seine experimentierende Phantasie alle in ihren Bann zwang. Aber da er seine deutschen Landsleute kannte und zudem selber ein echter Deutscher war, so warf er ihnen wie einen Knochen, an dem sie nun alle begierig nagen können, eine Theorie vor; die Theorie vom epischen Theater.

Ernsthaft auf diese Theorie einzugehen, würde einen zweiten Vortrag erfordern, während wir dringend aufs Ende bedacht sein

müssen. Stellen Sie sich den Bänkelsänger vor, der, mit dem Zeigestock von Bild zu Bild weisend, auf dem Jahrmarkt seine Moritatengeschichten vortrug, so haben Sie die Urform des epischen Theaters. Denken Sie dann noch an die Holzschnittfolge der Bildszenen aus dem Dreißigjährigen Kriege in der Mutter Courage, so wissen Sie ganz ungefähr, was Brecht aus dieser Urform entwickelt hat. Im Grunde genommen ist diese ganze Theorie des epischen Theaters nur der Ballast, um dem Traumschiff der dichterischen Phantasie, in dem doch auch Brecht dahinfährt, den notwendigen Tiefgang zu geben. Aber es steckt noch etwas anderes dahinter. Das Entscheidende beim epischen Theater ist bekanntlich der sogenannte Verfremdungs-Effekt, auch V.-Effekt genannt. Und das ist als eine Art Zauber- und Modewort in jedermanns Munde, der nur einigermaßen literarisch etwas auf sich hält. Und dabei handelt es sich eigentlich um nichts anderes als um die in ein vornehmes wissenschaftliches Dunkel eingekleidete Aufforderung aus dem Erstlingsstück „Trommeln in der Nacht“: „Glotzt nicht so romantisch.“ Der Verfremdungs-Effekt besteht nämlich darin, daß man sich als Zuschauer nicht mehr der Illusion hingeben darf, man erlebte am eigenen Leibe, was da oben auf der Bühne vor sich geht. Und nicht einmal der Schauspieler darf vergessen, daß er nur der Darsteller einer Rolle ist, er darf sich nie hinreißen lassen, in der Hingabe an das Stück etwa mit der Person, die er nur zu verkörpern hat, identisch zu werden. Er muß gewissermaßen immer zugleich der Mann mit dem Zeigestock bleiben, der einen kritischen Abstand wahrt, der den Helden, den er darstellt, zugleich erläutert.

In solchen Forderungen und Theorien, meine Damen und Herren, tun sich plötzlich Einblicke auf in die Abgründe des Komödiantischen, des Spielers, der immer danach strebt, jeder letzten und letztgültigen Fixierung in einer greifbaren Gestalt zu entschlüpfen, um der ewigen Verwandlung willen. In dem „Ersten Liebeslied eines Mädchens“ heißt es bei Eduard Mörike:

Was im Netze? Schau einmal.  
Aber ich bin bange.  
Greif ich einen süßen Aal  
Oder eine Schlange.

In Momenten gesteigerten Daseins, in der Liebe und in der Kunst, ist der Mensch einer letzten Entscheidungsmöglichkeit beraubt, er übersteigt sich selbst.

Auch Brecht ist bange vor jedem Zugriff ins Leben; er möchte am liebsten jeden seiner Spieler von seiner Rolle zurückreißen, damit sie ihn nicht verschlingt, ihn sich selbst verfremdet. Aber gerade das ist die tiefe Verstrickung des Komödianten, daß er nie ganz sich hingeben und daher auch nie ganz über den Mitmenschen zu sich selbst zu kommen vermag. Das ist die Ursache jener komödiantischen Mischung von Leichtsinne und Schwermut.

M. D. u. H.! Es war mir heute abend nur darum zu tun, diesen komödiantischen Grundzug in Brechts Werk und Wesen ein wenig

sichtbar werden zu lassen, weil sich von dorthier die so widerspruchsvoll wirkende Gestalt nach ihrer wahren Natur erschließt. Es gibt eine Stelle, wo das in Brechts Werk auf eine geradezu erschütternde Art zutage tritt: In dem Parabelstück „Der gute Mensch von Sezuan“ machen sich die Götter auf die Suche nach dem guten Menschen. Sie finden nur ein Mädchen, aber das ginge in seiner Güte an den Menschen zugrunde, die es ausbeuten, wenn es sich nicht zuweilen in einen hartherzigen Mann verwandelte, der nun seinerseits die Menschen ausbeutet. Zum Schluß tritt ein Spieler vor den Vorhang und wendet sich entschuldigend an das Publikum, und es bleibt mir nichts übrig, als es ihm nachzutun.

Der Spieler spricht:

Verehrtes Publikum, jetzt kein Verdruß,  
Wir wissen wohl, das ist kein rechter Schluß.  
Vorschwebte uns: die goldene Legende.  
Unter der Hand nahm sie ein bitteres Ende.  
Wir stehen selbst enttäuscht und seh'n betroffen  
Den Vorhang zu und alle Fragen offen.  
Dabei sind wir doch auf Sie angewiesen,  
Daß Sie bei uns zu Haus sind und genießen.  
Wir können es uns leider nicht verhehlen:  
Wir sind bankrott, wenn Sie uns nicht empfehlen.  
Vielleicht fiel uns aus lauter Furcht nichts ein.  
Das kam schon vor. Was könnt die Lösung sein?  
Wir konnten keine finden, nicht einmal für Geld.  
Soll es ein andrer Mensch sein? Oder eine andre Welt?  
Vielleicht nur andre Götter? Oder keine?  
Wir sind zerschmettert und nicht nur zum Scheine.  
Der einzige Ausweg wär aus diesem Ungemach,  
Sie selber dächten auf der Stelle nach,  
Auf welche Weis' dem guten Menschen man  
Zu einem guten Ende helfen kann.  
Verehrtes Publikum, los, such dir selbst den Schluß!  
Es muß ein guter da sein, muß, muß, muß!

## Nachruf für Werner Meyer-Barkhausen

Mit Werner Meyer-Barkhausen, gestorben am 16. November 1959, verliert die Kunstwissenschaft einen der namhaften Vertreter der Baugeschichte des frühen und des hohen Mittelalters. In Bielefeld am 2. Juni 1889 geboren, war Werner Meyer-Barkhausen der Kunstwissenschaft durch Neigung verbunden, an der Universität Gießen war er von 1931 bis 1938 Privatdozent und seit 1939 apl. Professor. Seine Arbeit galt vor allem der Kunst des Mittelalters. Sie fand ihren Ausdruck in einer Reihe bedeutsamer und viel beachteter Beiträge von bleibendem Wert.

In den Jahren seit 1945 kam seine systematisch aufbauende Arbeit zu wachsender Entfaltung. Es war ihm vergönnt, seine Erfahrungen mit dem Buch „Das große Jahrhundert kölnischer Kirchenbaukunst, 1150—1250“ (Verlag E. A. Seemann in Köln, 1952) an einer für diese Zeit beispielhaften Gruppe von Bauten in eindrucksvoller Form zusammenzufassen. Die Fachwissenschaft hat nicht gezögert, ihm für diesen Beitrag Dank und Anerkennung auszusprechen. In einer von Sachkenntnis getragenen, sorgsam ausgewogenen Besprechung schreibt H. E. Kubach zusammenfassend, „daß die kölnische Baukunst der staufischen Periode eine schöne, würdige, gut lesbare und wissenschaftlich ertragreiche Darstellung erfahren, deren Hauptstärke im sehr lebendigen Erleben der baulichen Individualitäten beruht. Die von verschiedenen Seiten vorgeschlagenen Umdatierungen werden hier zum ersten Mal in ihren Folgen wissenschaftlich durchdacht und ausgewertet.“ (Kunstchronik, 6. Jahrgang, Heft 4.)

Es erscheint um so angebrachter, auf diese Würdigung seiner Arbeit hinzuweisen, die Meyer-Barkhausen mit Genugtuung erfüllen mußte, als das von tiefer menschlicher Anteilnahme getragene wissenschaftliche Bemühen nicht nur aus diesem Buch, sondern aus allen seinen Beiträgen der letzten Jahrzehnte und, man darf hinzufügen, in wachsendem Maße zu uns spricht. Seine entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen, die vergleichende Methode, der es um die Funktion der Teilformen im Rahmen der Gesamtstruktur des Baues geht, sind niemals Selbstzweck, sie werden getragen von einer gebändigten Leidenschaft, die ihn auch an die Probleme karolingischer Baukunst heranzuführte, wie sie für uns heute im Vordergrund stehen und unter seiner Teilnahme während der letzten Jahrzehnte zu fortschreitender Klärung und zu neuen Erkenntnissen geführt haben.

Die erfolgreichen Ausgrabungen im Kloster Lorsch haben seine Anteilnahme in besonderem Maße geweckt. Nach Friedrich Behus Bericht in seiner Publikation „Die karolingische Klosterkirche von Lorsch an der Bergstraße. Nach den Ausgrabungen von 1927 bis





Werner Mayer-Barkhausen



1928 und 1932 bis 1933“ (Berlin und Leipzig, 1934) hat Meyer-Barkhausen mit seinem vielbeachteten Aufsatz „Die Ecclesia triplex des Klosters Lorsch“ 1935 im zweiten Band der „Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft“ (Seite 351 ff.) zu den Ergebnissen der Grabungen und ihrer Deutung durch Behn Stellung genommen. Er vertrat die Auffassung und hat sich auch in seinen letzten Lebensjahren mit Entschiedenheit dafür eingesetzt, daß die Klosterkirche Lorsch nach Westen nicht, wie Behn meint, durch einen Chor, sondern durch ein Westwerk abgeschlossen war. Das ist nun erheblich mehr, als ein Streit um die Deutung eines Grabungsbefundes. Meyer-Barkhausen gibt einen Rekonstruktionsvorschlag und bezieht sich auf die Bezeichnung „Ecclesia triplex“ im Codex Laureshamensis (ed. Glöckner). Es ist eine Frage von weitreichender Bedeutung, ob in Lorsch ein karolingisches Westwerk wie in Centula und Corvey bestand, um die beiden frühen Beispiele zu nennen. War dieses Westwerk, das als Kirche des Königs gedeutet wird, im Vergleich zu Corvey noch unentwickelt, und liegt es zeitlich vor dem Westwerk der ehemaligen Kirche in Centula, der frühen, uns bezeugten Anlage dieser Art?

Zweifellos geht es hier um eine der wichtigsten Fragen des karolingischen Kirchenbaus, und darauf beruht unsere starke innere Beteiligung. Darüber hinaus scheint mir jedoch, daß wir kaum in einer anderen Arbeit dieses Mannes einen so unmittelbaren, nachhaltigen Eindruck von dem Menschen und Wissenschaftler empfangen, wie in seinem Aufsatz über „Die Ecclesia triplex des Klosters Lorsch“. Zu welchen Entscheidungen wir auch gelangen, der Beitrag ist neben dem Buch „Das große Jahrhundert kölnischer Kirchenbaukunst“ ein bleibendes, ehrendes Vermächtnis.

Hohe Sachkenntnis, tiefe innere Beteiligung und objektive Haltung dem Gesprächspartner gegenüber, das sind die auszeichnenden Eigenschaften des der Wissenschaft dienenden Mannes. Als solcher lebt Werner Meyer-Barkhausen in unserer Erinnerung.

Eine Liste seiner Arbeiten kann dieses Bild nur vervollständigen. In seinem Verantwortungsbewußtsein diente er einer Sache, für die er sich aus Neigung entschieden hatte. Systematisch baute er seinen Arbeitsbereich aus und setzte sich instand, in wesentlichen Fragen entscheidend mitzusprechen. Im 9. Band des Wallraf-Richartz-Jahrbuches äußerte er sich „Zur Baugeschichte des Essener Münsters“. Im 4. Band der Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft veröffentlichte er eine Statue des 13. Jahrhunderts im Chor der Johanneskirche in Warburg. Im 11. Band des Wallraf-Richartz-Jahrbuches schrieb er über „Akanthuskapitelle in Werden und Helmstedt“ und sprach in Weiterführung dieses Themas 1953 auf einer Arbeitstagung der Koldey-Gesellschaft in Göttingen über „Karolingische Kapitelle und ihre Vorbilder“ (Bericht in der „Kunstchronik“, 6. Jahrg., Sept. 1953). Seine Arbeit über „Die Elisabethkirche in Marburg“ erschien 1925. In der Reihe der Städte-Monographien des Deutschen Kunstverlags hat er den Band über Marburg bearbeitet, ein geschlosse-

nes Lebenswerk, von Kloster Lorsch bis zur Elisabethkirche in Marburg und darüber hinaus reichend.

Hören wir abschließend Werner Meyer-Barkhausen selbst über sein Verhältnis zur künstlerischen Gestaltung des Mittelalters: „Unsere mittelalterlichen Kirchen sind eben nicht nur unpersönliche Produkte von Konvention, Vorbildern, Einflüssen und einer immanenten Stilentwicklung. Wenn der Baumeister im Mittelalter gewiß auch stärker gebunden war und geringeren Spielraum für die Betätigung persönlicher Auffassung hatte als in der Neuzeit, so wird der über Allgemeinheiten vordringende Betrachter doch auch hier mehr oder weniger den lebendigen Atem persönlicher künstlerischer Schöpfung spüren.“

## Die Gießener Spitzamphora

Im Jahre 1939 konnte die Antikensammlung des damaligen Archäologischen Instituts der Universität durch den Ankauf einiger wertvoller Vasen ergänzt und bereichert werden. Die Erwerbung der Stücke wurde dadurch ermöglicht, daß die Gießener Hochschulgesellschaft den größten Teil der erforderlichen Mittel hierfür zur Verfügung stellte. Ich habe in einem Bericht (Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft, Band 15, 1041, S. 145 ff.) die fünf Gefäße kurz beschrieben und durch Abbildungen auf den Tafeln 1—4 vorläufig bekannt gemacht. Auf S. 153 des Berichtes kündigte ich meine Absicht an, von der fünften Vase „demnächst“ eine abgerollte Zeichnung zu veröffentlichen, damit man den interessanten Inhalt besser erkennen könne. Die Schwierigkeiten und besonderen Umstände der Kriegs- und Nachkriegszeit haben diese Absicht immer wieder vereitelt. Während die Antikensammlung selbst, weil wir sie im Keller des Universitätshauptgebäudes deponiert hatten, erhalten blieb, ist die Zeichnung, die seinerzeit die damalige Assistentin des Institutes, Frau Dr. Lappo-Danilewski, für die geplante Veröffentlichung hergestellt hatte, im Kriege zugrunde gegangen. Inzwischen ist das Gefäß mit den übrigen Teilen der Antikensammlung als Leihgabe der Universität im Oberhessischen Museum der Stadt Gießen aufgestellt worden. Frau Gudrun Haas, die Restauratorin des Museums, hat eine neue Zeichnung angefertigt; sie wird nun hier, 20 Jahre nach der ersten Absicht, veröffentlicht (s. Beilage).

Es ist nicht leicht, antike Vasenbilder nachzuzeichnen. Die archäologische Wissenschaft ist daher heute auch meist davon abgegangen, Vasenbilder mit Hilfe von Zeichnungen wiederzugeben, wiewohl auch die besten Kenner in besonderen Fällen immer auch einmal wieder auf die alte Methode zurückgreifen, auf eine Methode also, die aus einer Zeit stammt, in der die Photographie noch nicht den Anspruch erhoben hatte, einzige Möglichkeit einer Dokumentation zu sein. Nun — nichts gegen photographische Wiedergaben, aber: in jeder Wissenschaft, die die Photographie benutzt, treten Fälle auf, in denen die Photographie allein eben nicht ausreicht, um einen Gegenstand erschöpfend wiederzugeben. Ein solcher Fall liegt hier vor: viele Einzelheiten, die sowohl für die stilistische Beurteilung wie für die inhaltliche Deutung wichtig sind, könnten in unserem Falle nur durch zahlreiche Detailaufnahmen herausgeholt werden. Wir haben solche auch hergestellt, aber der Nachteil von Detailaufnahmen ist immer der, daß der Gesamtzusammenhang verlorenght, wie eben mehrere Einzelaufnahmen niemals den Gesamteindruck vermitteln können, den der Betrachter des Originales gewinnt. Es finden sich zudem auf unserer Vase

viele Stellen, an denen die Zeichnung verblaßt oder abgerieben ist, die Linienführung manchmal nur noch mit der Lupe zu erkennen ist, so daß wir uns entschlossen haben, neben den Photographien eine abgerollte Zeichnung abzubilden, wohl wissend, daß auch der Zeichnung besondere Ungenauigkeiten eigentümlich sind, wenn es sich darum handelt, die Rundungen eines Gefäßes in die Fläche der Zeichnung zu projizieren. Aber insbesondere für die inhaltliche Interpretation scheint mir die zeichnerische Abrollung, bei der die beiden Bildseiten unseres Gefäßes wie ein Fries erscheinen, bequemer benutzbar zu sein als nebeneinandergestellte Photographien.

Über den Fundort des Gefäßes ist nichts bekannt, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß es ein Ort in Italien gewesen sein muß: sämtliche, in dem Erwerbungsbericht von 1941 genannten Gefäße wurden vom Vorbesitzer in Italien erworben; von einem großen attischen Krater sah ich in der Photographiensammlung des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom eine Aufnahme, die von dem Gefäß gemacht wurde, als es sich noch im römischen Kunsthandel befand. Zudem schließt der Stilcharakter des Gefäßes jeden Zweifel an der italischen Herkunft aus.

Das Gefäß ist aus zahlreichen kleineren und größeren Scherben zusammengesetzt worden, und zwar vor einigen Jahren erneut, weil die Feuchtigkeit im Keller der Universität sämtliche Gießener Vasen, soweit sie aus Scherben zusammengesetzt waren, in ihre Scherbenbestandteile wieder aufgelöst hatte. Die Zusammensetzungsarbeiten wurden von den Restauratoren des Oberhessischen Museums, unter Anleitung seines Direktors, des Herrn Dr. Herbert Krüger, ausgeführt. Es fehlen an dem Gefäß heute nur wenige Einzelteile, z. B. im Baum unter dem einen Henkel neben der nackten Frau (Abb. 2) und vor der Flötenspielerin (Abb. 1); über dieser sieht man eine Lücke, während die eben genannten Teile mit Gips ausgefüllt und neuerdings rötlich getönt wurden (in der Zeichnung blieben solche Stellen unergänzt!). Die Zusammensetzung der Scherben bereitete insofern einige Mühe, als von einem Vorbesitzer die schrägen Brüche glatt geschliffen wurden, was ein bequemeres Zusammenfügen der Scherben ermöglichen sollte, jedoch schmale Lücken hervorbrachte, die dann mit weißem Gips ausgefüllt wurden. Wir haben die Gipsfüllungen nicht erneuert, sondern die Lücken bestehen lassen. Den beschriebenen Zustand lassen die abgebildeten Aufnahmen gut erkennen.

Das Gefäß gehört zu der Gruppe der „Spitzamphoren“: es besitzt anstelle eines Fußes, dessen breite Unterfläche das selbständige Stehen des Gefäßes ermöglicht, einen kleinen kugelförmigen Knopf. Dieser hat an der Unterseite eine kleine Öffnung von 2 cm im Durchmesser, er ist außerdem innen hohl (Abb. 1—4). Der Knopf ist nicht etwa besonders angesetzt worden, sondern mit dem ganzen Gefäß (außer den Henkeln) bis zur Mündung in einem einzigen Arbeitsvorgang auf der Töpferscheibe gedreht worden. Eine Standfestigkeit erhielt das Gefäß durch den kugeligen Knopf nicht,

hierfür war vielmehr ein besonderer, zylindrisch gestalteter Ständer nötig, in welchen das Gefäß eingesetzt werden konnte. Ständer dieser Art sind verschiedentlich gefunden worden, vgl. R. Lullies, *Die Spitzamphora des Kleophradesmalers. Opus Nobile*, Heft 5. Bremen 1957. Man könnte auch vermuten, daß das Gefäß etwa bis zum unteren Ornamentstreifen in der Erde des Grabhügels eingegraben war und es dann als eine Art Trichter für die Weihgüsse im Grabkult gedient hat, es müßte dann aber die Höhlung im Innern des Knopfes nach oben hin offen gewesen sein, damit die Flüssigkeit in die Erde sickern kann. Das ist jedoch hier nicht der Fall.

Wiewohl die Gefäßwandung durch die Dekoration in bestimmte Zonen eingeteilt ist — Fuß, Bauch, Schulter, Hals und Lippe — vermeidet die Formung jeden Absatz von unten bis oben hin. Schulter- und Halszone sind zwar durch einen verschiedenen Dekor klar gegeneinander abgesetzt, die Formung des Gefäßes selbst hingegen weist nur weiche, abgerundete Übergänge auf, und selbst an der Lippe ist die waagerechte Kante verschliffen. Während der Körper in straffer Rundung eiförmig vom Fuß bis zur Schulter aufsteigt, ist der Übergang von der Schulter zum Hals, dort wo die Henkel ansetzen, durch eine leichte Einsattelung vage und unbestimmt gehalten, dies ein Kennzeichen für die große zeitliche Entfernung des Gefäßes von attischen Vorbildern etwa des 5. Jahrhunderts. Für den Gesamtaufbau des Gefäßes ist es charakteristisch, daß die breiteste Ausladung genau in der Mitte der Höhe liegt. Das Gefäß ist 42 cm hoch.

Eine besondere Eigentümlichkeit stellen die Henkel dar (Abb. 1—4, Abb. 7). Sie sind für sich mit der Hand geformt und an Schulter und Lippe angesetzt worden. Es ist je ein Paar von Schlangen, deren Leiber strickartig umeinander gewunden sind, die spitz zulaufenden Endigungen verbreiten sich waagrecht über die Schultern, dementsprechend haben die Köpfe sich aus der Verstrickung gelöst und liegen beiderseits plastisch am Mündungsrande an und überragen diesen ein wenig; der Zwickel zwischen den Köpfen ist durch eine siebenteilige Palmette gefüllt (Abb. 7). Die Schlangenleiber sind durch schwarz aufgemalte Punkte gekennzeichnet, am Halse, unmittelbar vor den groß glotzenden Augen, liegt ein schwarz geränderter, weißer Ring. Ein Schlangenkopf ist abgebrochen (Abb. 2).

Plastische oder aufgemalte Schlangen an Hals und Henkeln griechischer Vasen sind schon in älterer und ältester Zeit keine Seltenheit, in der Zeit der Klassik und der Zeit danach treten sie zurück, dafür scheinen die Strickhenkel einer bestimmten Amphorenart die Erinnerung an die umeinander gewundenen Leiber bewahrt zu haben, Köpfe und Schwänze fehlen hier regelmäßig. Solche Schlangen deuten auf den chthonischen Charakter der Gefäße hin, auf eine Verwendung im Grabkult oder als Beigabe in den Gräbern bei der Bestattung.

Die Dekoration erstreckt sich über die gesamte Außenwand des

Gefäßes, sie beginnt mit der Öffnung am kugeligen Knopf und endet mit dem waagerechten Ring an der Mündung, sie greift also nicht in das Innere des Halses über. Sie besteht aus den tongrundigen Figuren und den mit einer schwarzen, metallisch glänzenden Farbe aufgetragenen sog. Firniß. Sie ist in waagerechte Zonen eingeteilt: ein breites Bildband ist so über die Gefäßwand verteilt, daß ein Drittel über der breitesten Ausladung, zwei Drittel unter dieser liegen. Der Bildfries ist oben und unten durch Ornamentstreifen abgegrenzt, unten durch ein tongrundiges Band, in das auf Lucke stehende senkrechte Striche gezogen sind, oben durch jeweils zwei senkrechte Linien, die neben keulenförmigen Gebilden stehen. Der Schmuck des Halses besteht aus je einer Blattstaude, die bei den Henkeln von der Grundlinie, die beim Übergang von der Schulter in den Hals markiert ist, aufsteigt, ihre zweigartigen Blätter nach der Seite entfaltet und dünne gewellte Ranken mit Efeublättern in die Felder zwischen den Henkeln entsendet, von den zweigartigen Blättern ist jeweils das mittlere mit weißer Farbe abgedeckt. An der konkaven Lippe hängen vom Mündungsrand nach unten auf der einen Seite fünf, auf der anderen vier sehr flüchtig umränderte Palmetten herab.

Das Bildband ist durch die Henkel oder genauer durch die unter den Henkelansätzen gemalten Bäume (Abb. 2, 4) in zwei Bildteile gegliedert, beide Teile bilden jedoch offensichtlich eine innere Einheit, denn das eine Bild ist auf das andere bezogen, so daß man kaum von einer Vorder- und einer Rückseite, höchstens von Anfang und Ende des Frieses sprechen kann, es sei denn, man betrachtet die Seite mit dem Jüngling auf dem Ruhebett (Abb. 3) als das Hauptbild, weil es das Ziel der Erzählung darstellt und weil ihm eine breitere Fläche zugestanden ist: während der durch Büschel gekennzeichnete Baum (Abb. 2) neben der nackten Frau sich unmittelbar unter dem Henkel befindet, ist der durch Blätter charakterisierte Baum ein Stück vom Henkelansatz nach rechts verschoben (Abb. 4), so daß das „erste“ Bild verkürzt, das „zweite“ verlängert wurde.

Die „Erzählung“ beginnt mit einer im Profil nach rechts stehenden Flötenspielerin (Abb. 1); sie wendet sich zu einer Frau, die in Vorderansicht gezeichnet ist. Sie ist vollkommen verhüllt, der Mantel liegt auch über dem Kopfe, der als ein langes, schmales Oval wiedergegeben ist. Leider verhindern Brüche und Absplitterungen an der Oberfläche, die Handhaltung zu erkennen: man könnte sich eine abwehrende Gebärde denken, denn auch der S-förmige Schwung, der durch die Figur geht, scheint innere Bewegung, eher Abwehr als Hinneigung, durch die äußere Bewegung wiederzugeben. Neben der Verhüllten lehnt sich eine vollkommen nackte Frau (Abb. 2), mit einem Blattkranz im Haar, mit der Linken auf einen Pfeiler von sehr merkwürdiger, einzigartiger Gestalt (Abb. 5); die Zeichnung läßt nicht erkennen, ob ein runder oder eckiger Pfeiler gemeint ist. Fuß- und Kopfprofil sind einander ähnlich. In der Mitte zwischen beiden Profilen treten aus dem Pfeilerschaft





Abb. 1

Gießener Spitzamphora, Vorderseite



Abb. 2

Gießener Spitzamphora, Henkelzone

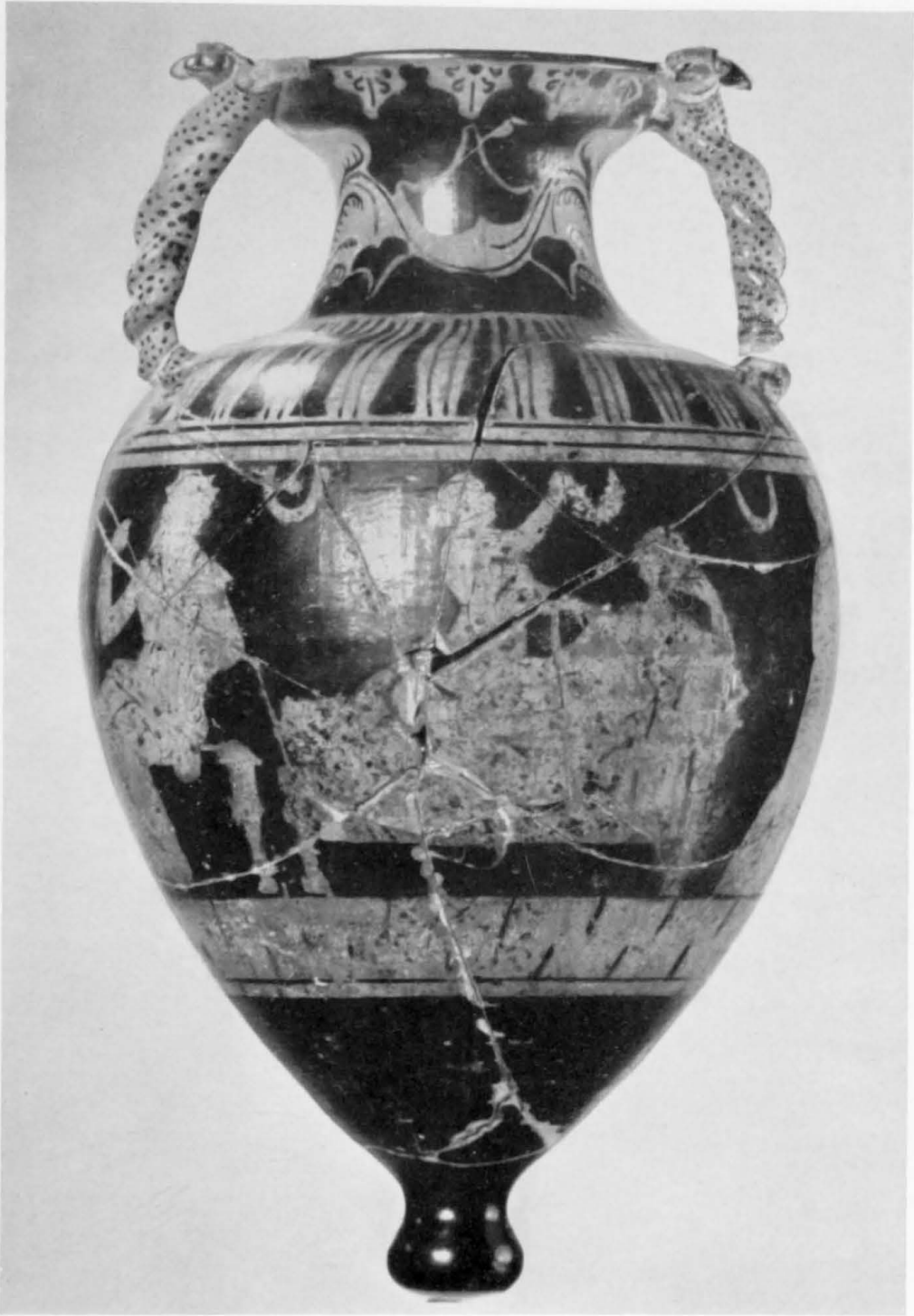


Abb. 3

Gießener Spitzamphora, Rückseite



Abb. 4

Gießener Spitzamphora, Henkelzone



Abb. 5

Gießener Spitzamphora, Detail der Vorderseite



Abb. 6

Gießener Spitzamphora, Detail der Rückseite



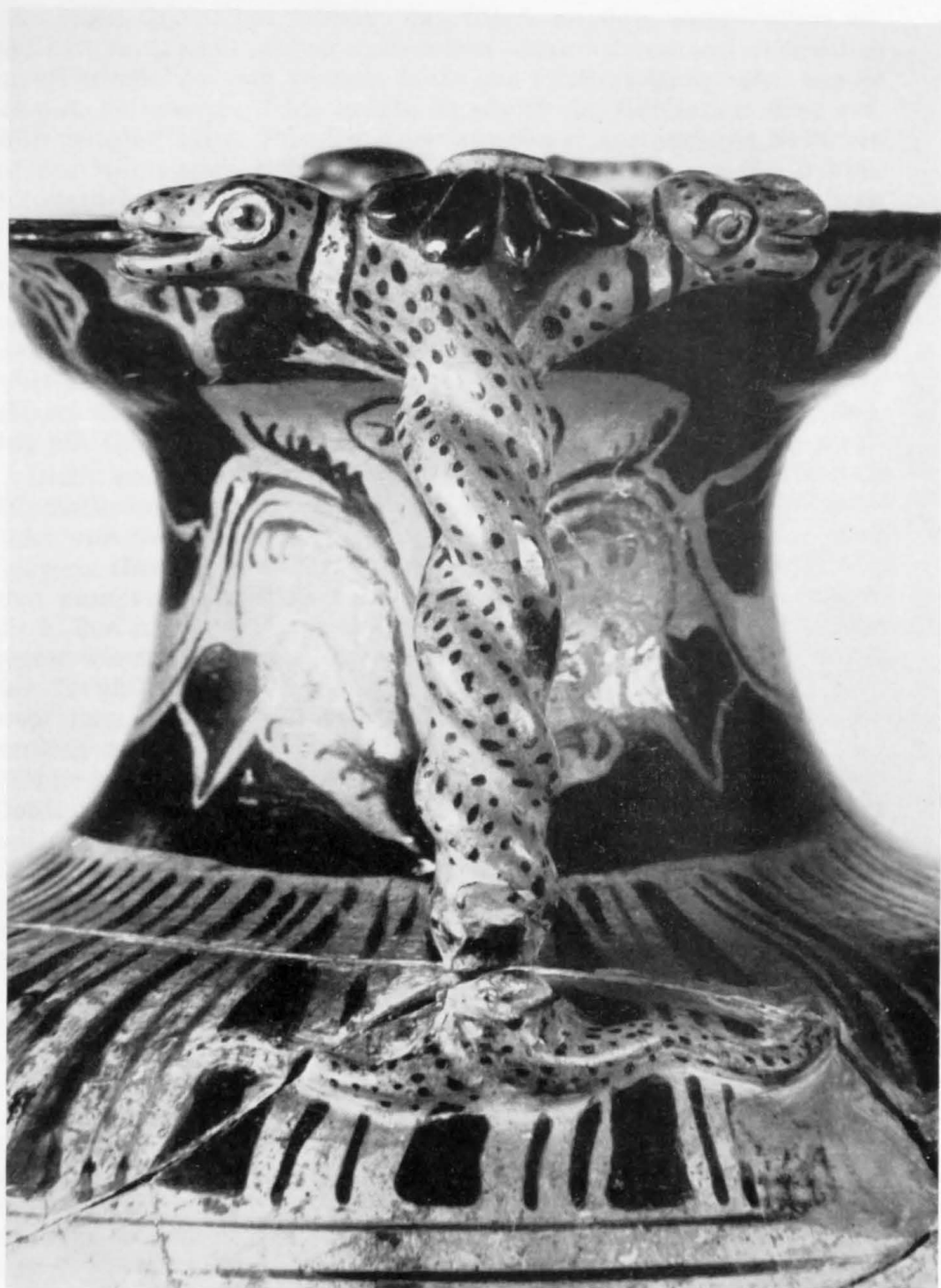


Abb. 7

Gießener Spitzamphora, Schlangenhengel





männliche Genitalien hervor; das Glied, an dem zwei Falten angegeben sind, steht schräg nach rechts oben. Schamhaar ist deutlich zu erkennen. An der rechten Seite des Pfeilers hängt ein, wie es scheint, gefiedertes Tuch herab, so als ob die Genitalien eben enthüllt worden seien. Parallel dazu hängt auf der anderen Seite ein kurzes Mäntelchen herab, eine Art Schal, das das einzige Bekleidungsstück der Nackten ist (außer den Halbschuhen an ihren Füßen). Die Finger der linken Hand: Zeige- und kleiner Finger sind ausgestreckt, die zwei Mittelfinger eingebogen. Man könnte diese Gebärde als eine obszöne deuten, aber auch als eine Art Hinweisung auf das männliche Glied interpretieren. Griechischen Hermen fehlte ursprünglich niemals das männliche Glied, hier aber fehlt dem Pfeiler der wesentlichste Teil, um ihn als Herme zu erklären, der Kopf. Es ist einfach ein Phallospfeiler, als solcher freilich ein Gebilde, zu dem ich kein Gegenbeispiel anzuführen weiß.

Dicht neben diesem Pfeiler steht der Baum mit der reichen Büschelkrone (Abb. 2). Auf einem Astabschnitt sitzt ein Vogel nach links, zur Nackten hingewendet, ein zweiter Vogel scheint aus dem Gezweig eben nach rechts hin abfliegen zu wollen. Nach rechts hin, also zum zweiten Bilde zeigt auch der Phallos sowie der ernste Blick der nackten Frau, ihr nach links ausgestreckter Arm hingegen wendet sich nach der anderen Seite: als ob die Hand nach der Verhüllten greifen, oder sie zu sich heranwinken wolle. Phallospfeiler, nackte Frau und wohl auch die Vögel legen den Gedanken an Erotisches nahe, der nackte Flügelknabe, der vor der Flötenspielerin der Verhüllten einen Vogel darreicht, legen die Deutung der Nackten als Aphrodite nahe. Die Flötistin an sich bezeichnet ein Fest. Eros, Aphrodite und der Phallos bezeichnen den Charakter des Festes: eine Hochzeit. Dann müssen wir auch die Verhüllte, die sich anscheinend noch Sträubende, als die Braut deuten, die von der Liebesgöttin herbeigezogen, herbeigewinkt, dem Bräutigam zugeführt werden soll.

Auch das breite Bild der zweiten Szene enthält wie das erste drei Hauptfiguren (Abb. 3 und 4), ergänzt durch je eine Nebenfigur: auf dem ersten Bilde durch Eros, auf dem zweiten durch das Mädchen hinter der Kline, das zu den zwei bereits aufgehängten Kränzen einen dritten, wie es scheint aus Efeublättern bestehenden Kranz hinzugefügt und dabei den jungen Mann auf der Kline am Oberarm berührt. Kränze und Mobiliar deuten an, daß die Szene im Inneren des Hauses spielt, während die Bäume, die die erste Szene rahmen, auf einen Vorgang unter freiem Himmel hindeuten könnten: geschildert ist der Weg der Braut ins Gemach zum Bräutigam.

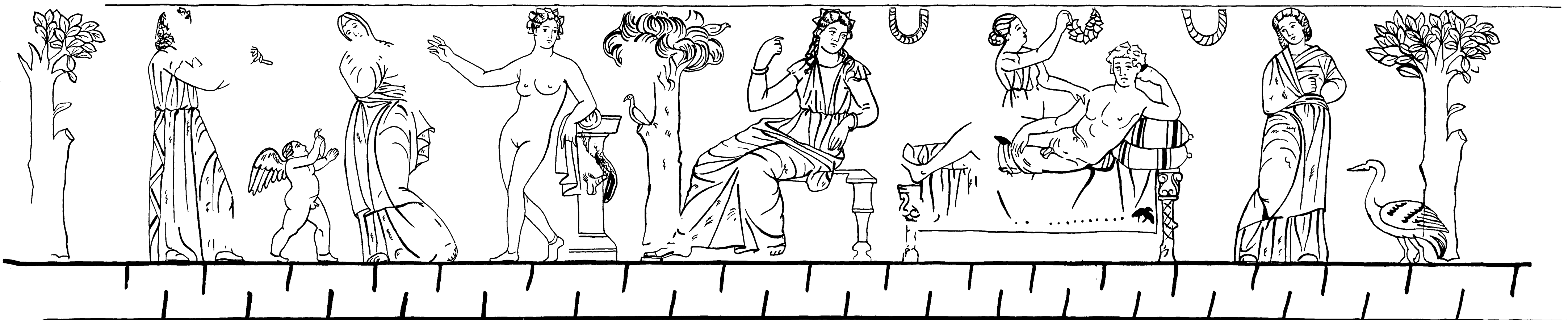
Der Jüngling liegt mit entblößtem Oberkörper, sich auf zwei hohe Kissen stützend, auf einer Decke, die über das Ruhebett gebreitet ist; der Zeichner hat ihre reiche Stickerei angedeutet — in der rechten Ecke erkennen wir deutlich wiederum einen Vogel. Der Jüngling stützt mit der Linken sein Haupt, er schaut ernst und nachdenklich vor sich hin. Bedarf er der Aufmunterung durch die das Hochzeitsgemach schmückende Dienerin? — Am Anfang des

Bildes sitzt eine gleichfalls bekränzte Frau, die sich dem Jüngling zuwendet (Abb. 2). Die ausgeführte Zeichnung macht das Möbelstück nicht deutlich: die in den Ton geritzte Vorzeichnung sowie die Haltung des linken Armes der Sitzenden scheinen darauf hinzudeuten, daß der Sitz der Frau eigentlich ein Thronos mit Seiten- und Rücklehnen war. Der emporgehobene rechte Arm könnte sich auf ein Skeptron gestützt haben: von diesem ist freilich weder in der Zeichnung noch in der Vorzeichnung etwas zu sehen. Dargestellt ist eine würdevolle Person, ausgezeichnet durch den Thron — die Brautmutter? Eine Göttin?

Die letzte Figur rechts ähnelt in der Kleidung der Verhüllten, der Braut des ersten Bildes (Abb. 4, 6), nur: ihr Haupt ist nicht verhüllt, die Haltung ist ruhiger, gelöster. Sie ist, wie die Braut, nicht bekränzt, ihr Haar fällt in dichten Locken beiderseits der Wangen herab, ein großer Vogel, wohl ein Schwan, steht neben ihr (Abb. 6). — Ist es noch einmal die Braut, die in froher Erwartung dasteht? Nun ohne alles Sträuben dem Bräutigame zugewendet? Oder ist es eine Jugendgespielin der Braut, eine Freundin, wie sie auf manchen attischen Hochzeitsszenen erscheint?

Es kann nicht Aufgabe dieser Veröffentlichung sein, alle auftauchenden Probleme der inhaltlichen Interpretation zu lösen, um so weniger als wir der Deutung, die K. Kerneyi geben will, nicht vorgreifen wollen. Daher nur dies: es erscheint auf den Bildern allgemein ohne Zweifel das „Personal“ einer Hochzeitsszene, aber manche Züge deuten darüber hinaus auf Mysterien, Einweihungen, auf über das Irdische hinausgehende, in die Sphäre des Göttlichen reichende Vorgänge.

Niemand wird daran zweifeln, daß beide Bilder inhaltlich zusammenhängen und wohl so abzulesen sind, wie wir sie beschrieben haben und wie die Abrollung die Bilder wiedergibt. Auch im Stil der Zeichnung besteht zwischen beiden Bildern kein Unterschied, beide stammen von der gleichen Hand. Man könnte dem Zeichner manchen Fehler nachweisen. Dem Fries des Gefäßes wird ein schönes, monumentales Wand- oder Tafelbild zugrunde liegen, ein großer Bildfries ähnlich dem, wie er in den Bildern der Villa dei Misteri in Pompeji erhalten ist. Alle Konturen und Binnenzeichnungen sind mit dem Pinsel ausgeführt, nicht immer sehr sorgfältig, aber flott und flüssig, manchmal nur andeutend, immer aber sicher und „gekonnt“. Unsere Detailbilder werden davon eine bessere Vorstellung geben als Beschreibungen. Der Zeichner arbeitet vielfach mit malerischen Effekten wie sie z. B. durch die gewollten Gegensätze verdickter und verdünnter Farbe innerhalb eines Striches entstehen (Abb. 6). Sehr bezeichnend sind die Schraffuren, kleine Bündel von runden, gekräuselten Linien, wie sie an verschiedenen Teilen der Gewandfiguren, aber auch an dem einen Baume auftreten. Verschiedentlich hat der Zeichner die Darstellungen durch dick aufgetragene weiße Farbe bereichert, wir sahen dies schon an den Schlangenhälsen sowie in den Blättern des Halsschmuckes, außerdem an vielen Gewandteilen der Frauen,



Gießener Spitzamphora, Abgerollte Zeichnung des Bildfrieses

an dem gewellten Band, das den Leib des Eros überquert, im Gefieder des Schwanes am Ende des Bildes.

Die Entstehungszeit des Gefäßes läßt sich am ehesten durch die Gewandfiguren, aber auch durch die angewendete Körperperspektive bestimmen: es ist der frühe Hellenismus, also das 3. Jahrhundert vor Christi Geburt. Die Werkstatt, in der das Gefäß hergestellt wurde, ist gewiß keine attische gewesen, sicherlich eine italische; manches deutet auf Herkunft aus einem etruskischen Zentrum.

## Hans Purrmann — zu seinem 80. Geburtstag

Henri Matisse hatte kaum einen bedeutenderen und selbständigeren Schüler als Hans Purrmann, der zugleich sein verständnisvoller Freund über alle künstlerischen Wandlungen hinweg werden sollte. Gotthard Jedlicka berichtet in seiner Schrift über „Die Kapelle in Vence“ von einem Gespräch mit Matisse am 19. März 1952. Nach dem Abschied gibt Matisse seinem Besucher die Worte mit auf den Weg: „Vergessen Sie nicht, Purrmann zu grüßen, — und sagen Sie ihm, daß er bald zu mir kommen soll.“ Purrmann selbst schließt seine Erinnerungen an Matisse mit dem Satz: „Sein schöpferischer Reichtum steht in unserer Zeit, wo nur Zerstörung und Verwirrung die Welt beherrschen, so einzig da, daß er uns alle in eine höhere Geistigkeit mitzureißen vermag, die wieder zum Ausdruck unserer Zeit werden sollte“, Worte, die für beide Maler, für den Franzosen wie für den Deutschen, in gleicher Weise gelten.

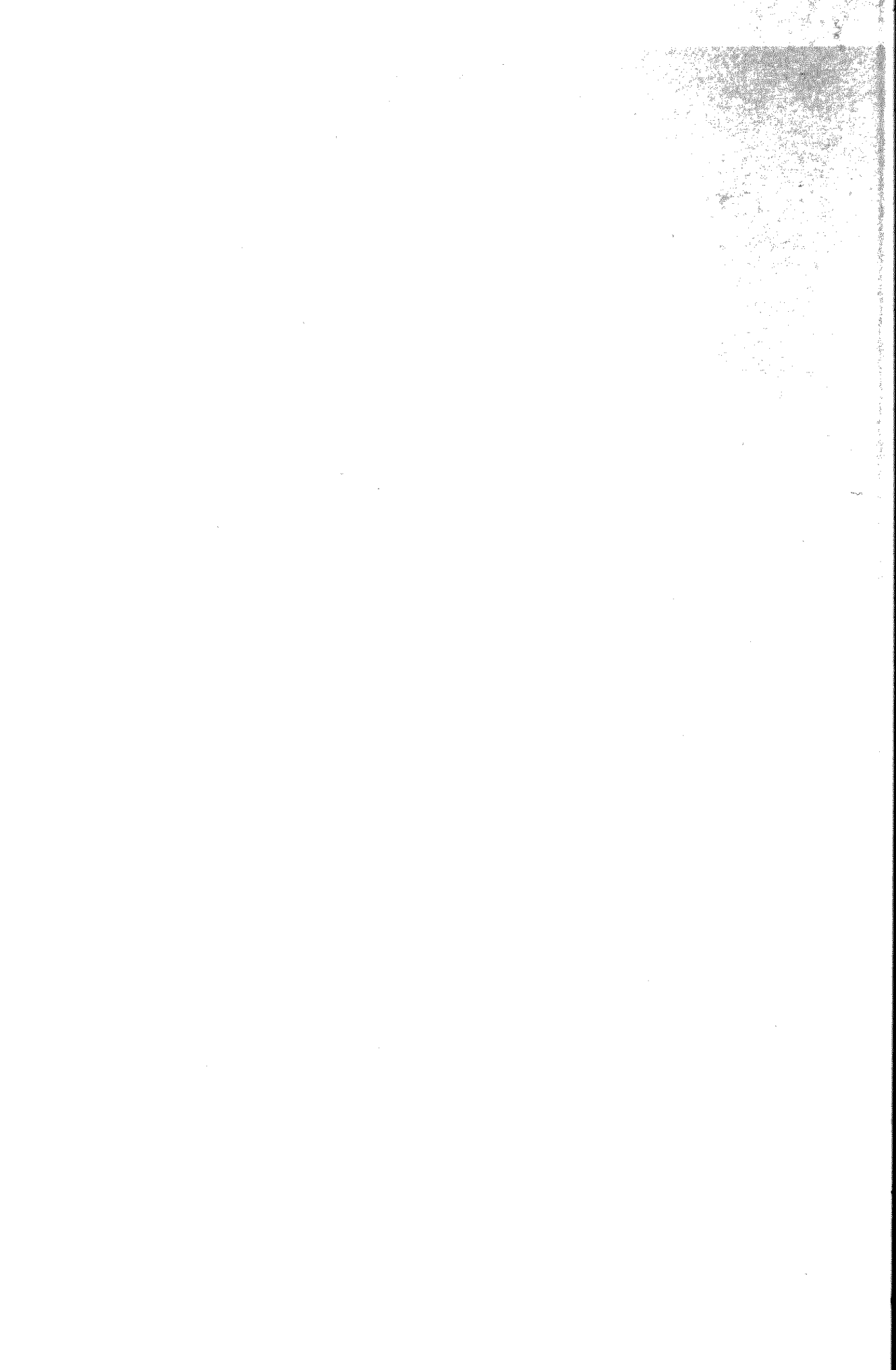
Hans Purrmann wurde am 10. April 1880 in Speyer geboren. Wir haben allen Anlaß, dem Achtzigjährigen unsere Glückwünsche und unseren Dank auszusprechen. In den frühen Jahren seiner Ausbildung fühlte sich Purrmann nachhaltig angesprochen durch die Malerei Max Slevogts. Er ging 1905 nach Paris, um sich mit der Kunst Manets auseinanderzusetzen und fand zu Henri Matisse. — Seit 1935 war Purrmann fast zehn Jahre lang Leiter der Villa Romana in Florenz. Vor dem Kriegsgeschehen zog er sich in die Schweiz zurück, und heute bewohnt er in Montagnola ein Haus, das früher Hermann Hesse gehörte. — Wer denkt heute noch daran, daß Purrmann dem durch den Nationalsozialismus verfemten Max Liebermann über den Tod hinaus die Treue wahrte, daß er zu den wenigen gehörte, die den Mut aufbrachten, seinem Sarge zu folgen!

Die freundschaftliche Verbundenheit mit Matisse bezeichnet seine künstlerische Position, die Treue zu dem in einer feindlichen Umwelt vereinsamten Max Liebermann ehrt und charakterisiert den Menschen Purrmann. Darüber hinaus danken wir ihm ein reiches und bleibendes Lebenswerk, das zum Besten gehört, was wir der Kunst unserer Zeit verdanken. Diese Zeilen sind ein von Dankbarkeit getragener Geburtstagsgruß, sie können keine Würdigung eines Lebenswerkes sein. In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg waren es Purrmanns am Bodensee gemalte Landschaften, die uns aufmerksam machten. Vor dem 1924 auf Ischia gemalten „Innenraum“ mit der offenen Balkontüre erkannten wir seine vielversprechende, wachsende Bedeutung. Hier wurde uns nach Menzels „Balkonzimmer“ ein Bild geschenkt, das in seiner leuchtenden Farbigkeit, mit seinem Blick auf das Meer und die südliche Landschaft ganz dem Menschen unserer Zeit gehört und das über

Hans Purrmann,  
Korb mit Zitronen  
und Erdbeeren,  
1938



Das Klischee wurde  
uns in dankenswerter  
Weise durch den  
Rembrandt Verlag,  
Berlin, freundlicherweise  
zur Verfügung gestellt.



Jahrzehnte hinweg nichts von seiner in die Zukunft weisenden Bedeutung verloren hat. Solche Werke begründeten Purrmanns Liebe zu der in der Bucht von Neapel gelegenen Insel. Noch in den letzten Jahren war sie für ihn während des Sommers die an Anregungen unerschöpflich reiche Stätte seiner Arbeit. Vergleichen wir aber den „Innenraum“ auf Ischia mit verwandten Bildern von Matisse, etwa mit dem 1919 in Nizza gemalten „Balkonfenster“, zu dessen Malweise sich Purrmann freimütig bekennt, dann wird sowohl seine souveräne Haltung wie die aus der deutschen künstlerischen Tradition sich herleitende Raumauffassung deutlich.

Eine wesentliche Seite der Begabung Purrmanns sehen wir mit seinen um 1920 gemalten Bodensee-Landschaften sich entfalten. Mit ihnen beginnt eine neue Phase deutscher Landschaftsmalerei. Sie sind unverwechselbar andersgeartet als die Landschaften eines Max Liebermann oder auch die von Max Slevogt, dem sich Purrmann doch verpflichtet fühlt. Es prägt sich uns unverlierbar ein, wie sich auf einer seiner ausgereiften, 1927 gemalten Landschaften vom Bodensee Linie und Farbe miteinander verbinden. Purrmann hat eine unverkennbare Vorliebe für das weitausgreifende Geäst der Bäume, das uns an Landschaften von Cézanne erinnert, so sehr seine Malerei auch Matisse verpflichtet ist.

Die Jahre seiner Arbeit am Bodensee, die Auseinandersetzung mit der ihm vertrauten süddeutschen Landschaft haben seine Gestaltungsweise zur Entfaltung gebracht und seinen Sinn für die beispielhafte Form entwickelt. Es sind nicht äußere Motive, die ein Bild im künstlerischen Sinne zur Bodensee-Landschaft machen. Als Purrmann 1930 nach einer Krankheit an die Riviera ging, war er gewiß vorbereitet, aber bei aller Begeisterung des Malens war ihm der Süden noch nicht zur zweiten Natur geworden. Vielleicht würden wir das kaum empfinden, wären nicht die Vergleiche mit seinen sieben oder acht Jahre später gemalten Bildern. Nach dem Bodensee wird ihm die Toskana während seiner Tätigkeit in der Villa Romana zum neuen, entscheidenden Erlebnisbereich. Purrmann hat sich nicht damit begnügt, dankbare Motive zu suchen. Es ging ihm auch um sehr viel mehr als um ein Bildungserlebnis.

Mit Unterstützung befreundeter Kreise schuf Max Klinger 1905 in der Villa Romana eine Arbeitsstätte für deutsche Künstler inmitten der an Anregungen überreichen Toskana. Sie liegt auf einer Anhöhe südlich von Florenz, vor der Porta Romana an der Via Senese. Purrmann griff begeistert zu, als ihm 1935 die Leitung des Hauses angeboten wurde, zumal ihm durch den Nationalsozialismus der Aufenthalt in Berlin verleidet war. Er gehörte zu den „Entarteten“, 36 seiner Bilder wurden beschlagnahmt. Als Antwort auf diese Maßregelung malte er unter anderem in diesen Jahren Landschaften der Toskana, die zweifellos zu den überragenden Gestaltungen einer Welt gehören, die ungezählten Menschen immer wieder zum bestimmenden Erlebnis wurde. Um einen Baukörper in diese Landschaft zu setzen, wie es Purrmann immer wieder gelingt, muß man in das innere Gesetz des Landes



und seines künstlerischen Genius schon in einem besonderen Maße eingedrungen sein. Er hat nicht nur die Villa Romana in ihrer landschaftlichen Abgeschlossenheit und in mannigfachen Gruppierungen mit ihrer Umgebung gemalt, er erschloß sich, systematisch aufbauend, den Reichtum, die Weite, die Monumentalität dieser Landschaft mit der in ihr ruhenden Stadt. Er offenbart dabei einen Sinn für Maß, der ihn mit Matisse verbindet, obwohl für diesen die Landschaft in den Jahrzehnten seiner künstlerischen Reife hinter anderen Aufgaben zurücktrat. Es gehört zweifellos ein hohes Maß von künstlerischer Erfahrung dazu, in solche Landschaften architektonische Motive wie Kuppel und Campanile des Florentiner Doms in fast asketisch wirkenden Formen einzufügen und sie trotzdem das weite Panorama beherrschen zu lassen.

Die Landschaften der Toskana, die uns Purrmann geschenkt hat, reichen in ihrer Bedeutung weit über die deutsche Kunst hinaus. Es wäre an der Zeit, sie mit seinen anderen Werken in einer zusammenfassenden Ausstellung der Öffentlichkeit und nicht zuletzt der Jugend zugänglich zu machen. Sie haben ihre wegweisende Bedeutung auch heute nicht verloren.

Aber Purrmann ist nicht nur Landschaftsmaler. Auch das Bildnis, die menschliche Gestalt, der Akt sind ihm bleibende Anliegen. Nirgends hat sich jedoch das Umfassende seines künstlerischen Erlebens eindrucksvoller bewährt als in seinen Landschaften, von denen seine Stilleben mit den Gaben einer südlichen Natur kaum zu trennen sind. Mit der gleichen Hingabe, mit der er Florenz und seine Umgebung malt, gestaltet er die strenge, herbe Landschaft um Siena. Selbst in diesen Jahren erlangter Meisterschaft blieb Purrmann aufgeschlossen für andersgeartete Aufgaben. In Trient malt er 1939 den Brunnen neben dem Dom in verschiedenen Ansichten, als Aquarell und in Öl. Diese Bilder sind im sicheren Erfassen des Wesentlichen und in ihrer straffen Anlage von einer Vollendung, die wir kaum genug bewundern können. Purrmann ging in seinen Florentiner Jahren für den Norden keineswegs verloren. Er verstand es, sich immer wieder zu erneuern.

Als er sich vor dem Kriegsgeschehen in den Tessin zurückziehen mußte, wechselte er nicht lediglich den Schauplatz seiner Arbeit. Er stellte sich in den Dienst neuer Aufgaben und ist an ihnen abermals gewachsen. Auch vor den Bergen und den Seen des Tessin findet er das besondere, das unverwechselbare Gesetz der Natur, wie es gültige Gestaltung verlangt. Purrmann verleugnet auch in Montagnola nicht, was ihm der Süden erschlossen hat. Er stellt neue Anforderungen an sich selbst und läßt uns die Verwandlung miterleben. An innerer Größe stehen die Landschaften aus dem Tessin kaum hinter denen der Toskana zurück. Die Beziehungen zum Süden nahm Purrmann nach Kriegsende in vollem Umfang wieder auf. Er fühlt sich ihm für sein Leben verpflichtet, gewinnt auf Ischia neue Kräfte für sein Schaffen und Anregungen, wie er sie braucht.

Sein Werk hat Purrmann in der Abgeschlossenheit, fast möchte

man sagen, in der Einsamkeit, ohne Rücksicht auf materiellen Erfolg und Ruhm geschaffen. Er liebt es nicht, sich zur Schau zu stellen. Seine Neigung, in Zurückgezogenheit zu arbeiten, ist so groß, daß sie im Kreis der Freunde zu wohlwollend humorvollen Kommentaren geführt hat. Purrmann hat seine Freunde nicht nur in Deutschland und in der Schweiz. Sie sind so zahlreich, und die Anteilnahme an seinem Schaffen ist so groß, daß seine Bilder, kaum vollendet, in festen Besitz übergehen.

Welcher Gruppe von Werken dieses Achtzigjährigen wir uns auch zuwenden, überall fühlen wir uns unmittelbar und nachhaltig angesprochen, werden wir hineingestellt in ein gesamteuropäisches Geschehen, zeitnahe, aber fern jeder augenblickshaften Aktualität.

Vor ein paar Jahren schuf Gerhard Marcks einen Bildniskopf des Freundes in Bronze, der in der vereinfachenden Klarheit seines plastischen Volumens die überlegene Ruhe ausstrahlt, wie sie auch vor den Bildern Purrmanns zu uns spricht.

In seinen Erinnerungen an Matisse berichtet Purrmann von einem gemeinsamen Ausflug nach Chartres, der den Glasgemälden und den frühen Skulpturen galt. Auf einer Italienreise war es vor allem Duccio in Siena, der Matisse so beschäftigte, daß er kaum zu einer Würdigung anderer Städte wie Venedig und seiner Kunst gelangte. Es sind die Beziehungen zu den frühen Formen, zur Kunst des Mittelalters, die auch hier beide Meister miteinander verbinden. Bahnbrecher zu sein und Hüter der Tradition im Sinne der immanenten, allem schöpferischen Erleben zugrunde liegenden und ihm von Anbeginn mitgegebenen Gesetzlichkeit, — das gilt für Purrmann wie für Matisse.

In Rilkes neunter Duineser Elegie stehen die mahnenden Verse: „Mehr als je fallen die Dinge dahin, die erlebbaren, denn, was sie verdrängend ersetzt, ist ein Tun ohne Bild.“ Rilke wußte wie wenige um das schöpferische Geschehen seiner Zeit und um das vergangener Epochen. Es erübrigt sich, zu sagen, daß seine Verse hier nicht gegen eine Gestaltungsweise ausgespielt werden, die vom Gegenständlichen abstrahiert. Aber wir verstehen sie im Sinne bleibender Anliegen der Menschheit und einer künstlerischen Gestaltung, für die wir uns Künstlern wie Hans Purrmann zu bleibendem Dank verpflichtet fühlen.

## Nachruf auf Richard Standfuß

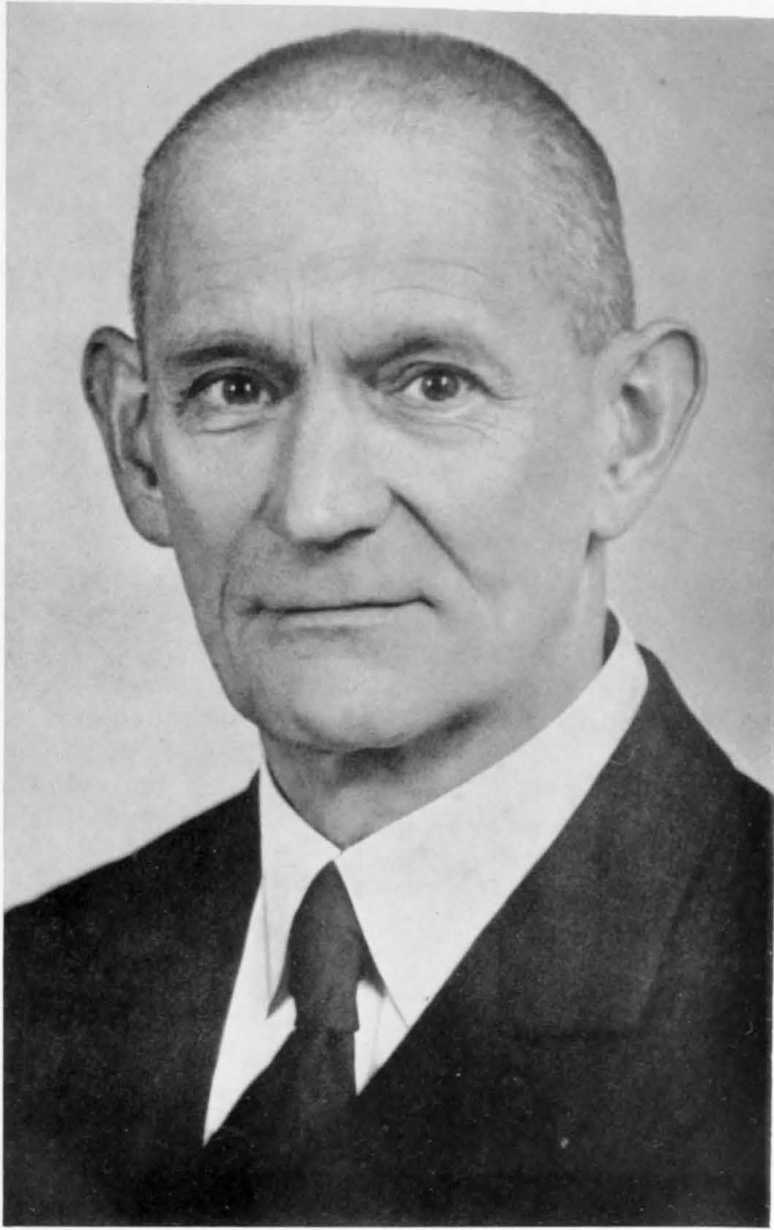
Nach langem, schwerem, mit Geduld ertragenem Leiden verschied im 78. Lebensjahr am 11. Januar 1960 der erste Inhaber des ord. Lehrstuhls für Tierärztliche Nahrungsmittelkunde an der Justus Liebig-Universität Gießen, der em. ord. Professor Dr. med. vet. Richard Standfuß.

In Breslau am 5. April 1882 geboren, studierte er nach seinem Abitur zunächst Naturwissenschaften im ersten Semester an der Universität Breslau als getreuer Schlesier, übersiedelte dann an die Tierärztliche Hochschule Berlin, wo er 1905 die Tierärztliche Prüfung ablegte und die Approbation erhielt.

Nach Schlachthoftätigkeit in Halle (Saale) und Greifenberg war er 1906 und 1907 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Pathologischen Institut der Tierärztlichen Hochschule Berlin unter Geheimrat Prof. Dr. W. Schütz, von dem Standfuß stets mit großer Verehrung sprach und der sein Streben nach wissenschaftlicher Betätigung förderte. — Er promovierte 1908 zum Dr. med. vet. an der Universität Gießen.

Von 1908 bis 1913 übte Standfuß eine tierärztliche Praxis in Bad Reinerz (Schlesien) aus. 1912 legte er das Kreistierarztexamen in Berlin ab. Es zog ihn wieder zu einer Institutstätigkeit, und er wurde 1913 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Tierhygienischen Institut des Kaiser-Wilhelm-Institutes in Bromberg. — Nach dem Kriege war er von 1918 bis 1921 in einer Fleischwaren- und Konservenfabrik in Berlin tätig. Dank seiner bisherigen vielseitigen wissenschaftlichen Betätigung wurde Standfuß 1921 als Veterinär-Leiter des neuerrichteten Veterinär-Untersuchungsamtes in Potsdam, wo er sich organisatorischen Aufgaben sowie der Forschung auf dem Gebiet der tierärztlichen Nahrungsmittelkunde und -hygiene widmete und sehr geschätzte Fortbildungskurse hielt. Seine bakteriologischen Arbeiten bezogen sich auf Tollwut, Schweinepest, Schweineatyphus, Milzbrand, ansteckende Blutarmut des Pferdes, bakteriologische Fleischuntersuchung, Milchhygiene, Tuberkulosebekämpfung u. a.

Solche vielseitige organisatorische, forschende und lehrende Tätigkeit, besonders im Veterinär-Untersuchungsamt in Potsdam, wiesen Standfuß als besonders geeigneten Fachvertreter für das neugeschaffene Ordinariat für tierärztliche Nahrungsmittelkunde bei der Veterinär-Medizinischen Fakultät der Universität Gießen aus. Am 11. Dezember 1935 wurde er zum Ordinarius und Direktor des neuerrichteten Institutes ernannt. Aus verwaltungstechnischen Gründen wurde mit dieser Professur auch die Leitung des Staatlichen Veterinär-Untersuchungsamtes Gießen (Marburger Straße) in Personalunion verbunden.



Richard Standfuk



Die genannten Forschungsgebiete bearbeitete Standfuß in Gießen weiter, und seine bahnbrechende „Bakteriologische Fleischschau“ erschien, erweitert bis 1952 in vier Auflagen. An dem Werk von M. G u n d e l, „Die ansteckenden Krankheiten“, hat er sich mit tierärztlichen Kapiteln, bes. mit solchen über Anthro-  
poozoonosen, beteiligt. Die Forschungsarbeit von Standfuß kam im wesentlichen durch die von ihm geförderte Nahrungsmittelüberwachung der Hygiene des Menschen zugute, worüber er noch in seinen letzten Tagen besondere Genugtuung empfand. Mit den bakteriologischen Nahrungsmitteluntersuchungen wird sein Name stets verbunden bleiben. —

Obwohl nicht zum einjährigen Militärdienst eingezogen, wurde Standfuß als Stabsveterinär auf Kriegsdauer während des ersten Weltkrieges einberufen und im zweiten Weltkrieg von 1939 bis 1942 als Divisionsveterinär im Westen und Osten verwendet. Danach übernahm er in Gießen wieder seine Professur bis 1945. — Sein Nahrungsmittelkunde-Institut und das Veterinär-Untersuchungsamt wurden am 6. Dezember 1944 bei dem schweren Bombenangriff auf Gießen fast ganz zerstört. — Als Emeritus hat Standfuß am Leben der Fakultät und Universität noch regen Anteil genommen; war es doch von jeher sein Bestreben, wissenschaftlich tätig zu sein und am akademischen Leben teilzunehmen, da Lehre und Forschung ihm Befriedigung gewährten. —

Standfuß war aber auch ein musischer Mensch; im Familienkreis pflegte er klassische Hausmusik, hatte Freude am Besuch von Konzerten und Theater sowie an wissenschaftlichen Vorträgen allgemeinbildender Art, an denen es ja in der Universitätsstadt Gießen nicht fehlte. Auch war er mit den Seinen ein Freund von Geselligkeit. —

Seine Beisetzung fand, wie es seinem und seiner Familie Wunsch entsprach, in der Stille auf dem Zentralfriedhof in Lüneburg statt.

## **Bericht über die Hauptversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft**

am 25. Mai 1960 im Senatssaal der Justus Liebig-Universität

### **T a g e s o r d n u n g :**

1. Geschäftsbericht des Vorstandes für das Jahr 1959
2. Rechnungsbericht des Schatzmeisters
3. Entlastung des Vorstandes
4. Wahl von Vorstandsmitgliedern
5. Verschiedenes

Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. Valentin Horn, eröffnete die Sitzung um 16.15 Uhr, begrüßte die Erschienenen und stellte fest, daß die Einladungen persönlich und durch die Presse ordnungsgemäß ergangen sind. Der Vorsitzende gedachte zunächst der im letzten Geschäftsjahr verstorbenen Mitglieder. Die Anwesenden erhoben sich zu Ehren der Verstorbenen von ihren Sitzen.

### **Zu Punkt 1 der Tagesordnung:**

#### **Geschäftsbericht des Vorstandes für das Jahr 1959**

Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. V. Horn, erstattete den Geschäftsbericht:

- a) Mitgliederstand.
- b) Beiträge und Spenden (vergleiche den nachfolgenden Rechnungsbericht des Schatzmeisters).

Der Vorsitzende erläuterte den zufriedenstellenden Geschäftsbericht im Berichtsjahr, das Ansteigen der Mitgliedsbeiträge und den Eingang der Sonderspenden, wobei er noch einmal den Dank an alle Spender zum Ausdruck brachte.

- c) Leistungen der Gießener Hochschulgesellschaft:

Im Geschäftsjahr 1959 sind Zuschüsse laut Anlage bewilligt worden.

Der Vorsitzende betonte hierbei die besondere Unterstützung für die geisteswissenschaftlichen Bestrebungen in der Universität. Er wies auf die nächsten Veröffentlichungen hin, von denen Band 28 (Die arabischen Papyri der Gießener Universitätsbibliothek) ausgedruckt vorliegt und demnächst zur Auslieferung gelangt. Auch Band 29 befindet sich bereits im Druck.

Sodann erwähnte der Vorsitzende die erfolgreiche Vortragstätigkeit des letzten Jahres und sprach schließlich besonders dem stellvertretenden Vorsitzenden, Herrn Direktor Dr. Dumur, für die Leitung der Hochschulgesellschaft während der Wintermonate 1959/60 den Dank aus.

In der sich anschließenden Aussprache wurden zahlreiche Vorschläge für eine intensive Mitgliederwerbung unter den Assistenten und Studenten sowie innerhalb der Bevölkerung der Stadt und der Umgebung Gießens gemacht. In dieser lebhaften Diskussion, an der sich besonders die Herren Hanle, Dumur, Bitsch, Bleyer und Horn sowie ein Mitglied aus dem Kreis der Studentenschaft, Herr cand. med. Vahrson, beteiligten, sind folgende überlegenswerte Anregungen vorgebracht worden:

1. Jungen Doktoren bei Überreichung des Doktordiploms zum Eintritt in die GHG zu veranlassen, was in der Veterinärmedizinischen Fakultät bereits praktiziert wird und den anderen Fakultäten zur Nachahmung empfohlen wird (Vorschlag Ankel und Horn);

2. Studenten und Angestellte der Universität zu einem ermäßigten Mitgliedsbeitrag aufzunehmen, für den sie nur die Gießener Hochschulblätter erhalten sollen (Vorschlag Bitsch); oder
3. diesem Mitgliederkreis auch den Jahresband lediglich zum Papierkostenpreis auszuliefern (Vorschlag Ludat);
4. in den Studentenvollversammlungen für die GHG durch einen Vertreter des Vorstandes zu werben und in jeder Nummer der Gießener Hochschulblätter eine besondere Werbung für Studenten, Assistenten usw. einzusetzen (Vorschlag Horn und Bleyer);
5. besonders der Bevölkerung von Stadt und Land Gießen durch eine ständige und geschickte Werbung in der Presse ein Bewußtsein des Stolzes und der Verpflichtung für die Universität zu erwecken (Vorschlag Bleyer, Weyl u. a.).

Zu Punkt 2 der Tagesordnung:

#### **Rechnungsbericht des Schatzmeisters**

Der Schatzmeister der GHG, Herr Direktor Bleyer, erstattete den Rechnungsbericht für das Jahr 1959 und erläuterte die einzelnen Positionen. Im Anschluß daran sprach Herr Direktor Dumur Herrn Direktor Bleyer den Dank für die geleistete Arbeit aus.

Zu Punkt 3 der Tagesordnung:

#### **Entlastung des Vorstandes**

Auf Antrag von Herrn Prof. Küst wurde dem Vorstand einstimmig Entlastung erteilt.

Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. Horn, dankte im Namen des Vorstandes für das Vertrauen der Mitglieder.

Zu Punkt 4 der Tagesordnung:

#### **Wahl von Vorstandsmitgliedern**

- a) Satzungsgemäß ist nach Mitteilung des Vorsitzenden für den verstorbenen Schriftführer, Herr Prof. Dr. Greiner, vom Vorstand der GHG in der Sitzung am 7. 4. 1960 Prof. Dr. Ludat gewählt worden, um die geisteswissenschaftliche Tradition innerhalb des Vorstandes fortzusetzen. Der Vorstand schlug Prof. Ludat zur endgültigen Wahl vor. Die Hauptversammlung wählte einstimmig Prof. Dr. H. Ludat zum Schriftführer, der die Wahl annahm.
- b) Satzungsgemäß ist die Amtsführung der Vorstandsmitglieder Dr. Freund und Direktor Ketter abgelaufen. Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurden die genannten Vorstandsmitglieder einstimmig wiedergewählt.
- c) Der Vorsitzende teilte mit, daß Herr Dr. Rumpf darum gebeten hat, von seiner Wiederwahl abzusehen. Eine Ergänzung des Vorstandes ist satzungsgemäß zur Zeit nicht erforderlich.

Zu Punkt 5 der Tagesordnung:

#### **Verschiedenes**

Da der Punkt „Mitgliederwerbung“ bereits vorher ausführlich diskutiert worden war, machte der Vorsitzende abschließend lediglich darauf aufmerksam, daß der Vorstand keine Beitragserhöhung wünsche und er sich mit der Frage beschäftigen müsse, ob zwei Kategorien von Mitgliedern (voller bzw. ermäßigter Beitrag mit und ohne Jahresband) für die Zukunft geführt werden sollen.

Herr Dr. Wirtz sprach im Namen der Hauptversammlung dem Gesamtverband für seine besondere Aktivität den Dank aus.

Ende der Sitzung: 17.50 Uhr.



## In 1959 bewilligte Spenden

Gießener Studentenhilfe zur Förderung ihrer Bestrebungen . . .	DM 2 000,—
Prof. Dr. Völker (Zoologisches Institut) als Forschungsbeihilfe	DM 300,—
Fachkreis Deutscher Landwirtschaftsstudenten, Arbeitsgemein-	
schaft Gießen; Beihilfe zu einer Exkursion der landwirtschaft-	
lichen Fakultät und der Fachschaft nach Italien . . . . .	DM 2 000,—
Bücherspende für die Landwirtschaftliche Fakultät der Univer-	
sität Izmir (Türkei) . . . . .	DM 59,—
Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde (Medi-	
zinische Abteilung) als Beihilfe . . . . .	DM 500,—
Zuschuß für die Gießener Hochschulblätter . . . . .	DM 600,—
Prof. Dr. Saur (Physikalisches Institut), Beihilfe für die Be-	
schaffung von Geräten für Experimental-Vorträge . . . . .	DM 650,—
Privatdozent Sükrü Bulgurlu, Izmir-Bornova als Beihilfe für die	
Teilnahme an der Tagung der Gesellschaft für Ernährungs-	
Physiologie der Haustiere in Gießen . . . . .	DM 500,—
Student Johannes Nikolaus, Gießen, als Zuschuß für eine Reise	
nach Finnland zur Promovierung an der Universität Turku	DM 200,—
An Gießener Studentenhilfe für die Beköstigung spanischer	
Studenten . . . . .	DM 147,30
An den wissenschaftlichen Assistenten des Instituts für Tierzucht	
und Haustiergenetik Dr. E. Stephan als Reisekostenzuschuß	
für die Teilnahme am Symposium über Probleme der Bio-	
klimatologie und des Stallklimas in Pöbneck . . . . .	DM 130,—
An cand. med. vet. A. Herzog als Reisekostenbeihilfe für den in	
München stattgefundenen Kongreß der International Veteri-	
narian Students Union . . . . .	DM 276,50
An den wissenschaftlichen Assistenten des Veterinär-Anatomi-	
schens Instituts Dr. Vollmershaus als Reisekostenzuschuß zur	
Teilnahme an der Versammlung der Anatomischen Gesell-	
schaft in Zürich . . . . .	DM 300,—
An Prof. Küst, Reisekostenzuschuß für die Teilnahme an einer	
Fachtagung in Wels . . . . .	DM 200,—
An die Universitäts-Bibliothek zum Ankauf einer Fritzsche-Büste	
von Boucarde . . . . .	DM 1 300,—
An Prof. Zschietzschmann als Zuschuß für die Veröffentlichung	
eines antiken Gefäßes in den „Nachrichten der Gießener	
Hochschulgesellschaft“ . . . . .	DM 400,—
An Prof. Dr. Idelberger von der Orthopädischen Klinik für den	
Ankauf einer Bolex-Filmkamera . . . . .	DM 303,—
An den ägyptischen Studenten Dr. Shokry Hassan Kamel als	
Studienbeihilfe . . . . .	DM 600,—
An Prof. Dr. Kerber vom Kunstwissenschaftlichen Institut als	
Beihilfe für eine Fahrt nach Paris und zu den französischen	
Kathedralen . . . . .	DM 600,—
An den Rektor der Universität zur Durchführung einer Händel-	
Feier in Gemeinschaft mit dem Gießener Konzertverein . . . . .	DM 1 200,—
An den Rektor der Universität zur Beschaffung von 6 Ehren-	
senatorenketten . . . . .	DM 2 310,—
An das Institut für Wirtschaftswissenschaft zur Finanzierung	
einer Forschungsreise des Assistenten Dr. Wapenhans . . . . .	DM 363,50
An Privatdozent Dr. Endl von der Naturwissenschaftlichen Fa-	
kultät als Reisebeihilfe nach Columbus/USA zur Übernahme von	
Vorlesungen als Assistent-Professor an der Ohio State Uni-	
versity . . . . .	DM 600,—
An Prof. Dr. Ott vom Institut für physikalische Medizin und	
Balneologie als Reisekostenzuschuß für die Teilnahme am	
IV. Europäischen Rheumatologen-Kongreß in Istanbul . . . . .	DM 400,—

An Prof. Dr. Mosebach — Mineralogie und Petrologie — als Beihilfe für verschiedene Exkursionen . . . . .	DM	500,—
An die Veterinär-Medizinische Fachschaft für die Bewirtung von 19 Wiener Studenten . . . . .	DM	45,55
An Prof. Dr. Stählin vom Institut für Grünlandschaft als Beihilfe für die Durchführung des Fakultätentags für Land- und Gartenbau in Gießen . . . . .	DM	300,—
An den Magistrat der Stadt Gießen als Druckkostenbeitrag für die Herstellung der Schrift „Wallenstein und seine Zeit“ . . . . .	DM	400,—
Ferner wurden ausgeschüttet aus zweckgebundenen, bei uns eingegangenen Spenden: . . . . .	DM	<u>109 050,—</u>
so daß der Gesamtbetrag unserer Zuwendungen betragen hat: . . . . .	DM	<u><u>126 234,85</u></u>

## Rechnungsbericht für das Jahr 1959

### E i n n a h m e n

Mitgliedsbeiträge . . . . .	DM 16 458,25
Sonderbeiträge und Spenden . . . . .	DM 123 800,—
Zinsen . . . . .	DM 9 828,70
<b>zusammen</b>	<u><u>DM 150 086,95</u></u>

### A u s g a b e n

Zuwendungen . . . . .	DM 126 234,85
davon aus zweckgebundenen Spenden	DM 109 050,—
Kosten für „Nachrichten“ . . . . .	DM 1 650,—
Drucksachen, Anzeigen etc. . . . .	DM 915,60
Porto, Telefongebühren etc. . . . .	DM 498,37
Verwaltungskosten . . . . .	DM 900,—
Vortragsveranstaltungen . . . . .	DM 350,16
Verschiedenes . . . . .	DM 399,28
<b>zusammen:</b>	<u><u>DM 130 948,26</u></u>
<b>Einnahmen:</b>	DM 150 086,95
<b>Ausgaben:</b>	<u><u>DM 130 948,26</u></u>
<b>Gewinn:</b>	<u><u>DM 19 138,69</u></u>

### K a s s e n r e c h n u n g

Bank- und Postscheckguthaben am 31. 12. 1958 . . . . .	DM 60 105,29
Gewinn in 1959 . . . . .	DM 19 138,69
Zurückerhaltene Darlehen . . . . .	DM 11 086,65
	<u><u>DM 90 330,63</u></u>

### Abzüglich

gewährte Darlehen	DM 27 197,—	
gekaufte Wertpapiere	DM 20 176,56	<u><u>DM 47 373,56</u></u>
Eigenes Bank- und Postscheckguthaben . . . . .		DM 42 957,07
Fremdes Bankguthaben (noch nicht verfügte Spenden) . . . . .		<u><u>DM 109 084,17</u></u>
Gesamt-Bank- und Postscheckguthaben 31. 12. 1959: . . . . .		<u><u>DM 152 041,24</u></u>
Davon Bank:	DM 151 450,35	
Postscheckkonto:	DM 590,89	

### V e r m ö g e n s r e c h n u n g

Eigenes Bankguthaben . . . . .	DM 42 957,07
Wertpapierbestand . . . . .	DM 132 182,50
Darlehnsbestand . . . . .	DM 36 174,—
<b>zusammen:</b>	<u><u>DM 211 313,57</u></u>
<b>gegen Ende 1958:</b>	<u><u>DM 193 868,94</u></u>

gez. Bleyer, Schatzmeister



